

H. N. NYSTRÖM, NYHTYÄRA
VILAGABORU.
931 II.

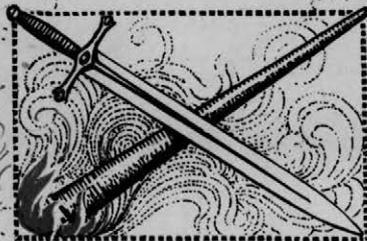
Der europäische Krieg

und der Weltkrieg
historische Darstellung
der Kriegereignisse von 1914-15

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



A. Hartleben's Verlag

Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)

A. Hartleben's Volks-Atlas.

86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten in
125 Kartenseiten.

Mit erläuterndem Text und alphabetischem Namenregister.
Fünfte, vollkommen umgearbeitete und erweiterte Auf-
lage. Groß-Solio-Format. In Halblederband 18 K = 15 M.

A. Hartleben's Kleiner Volks-Atlas.

24 Hauptkarten und 29 Nebenkarten auf
41 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Wapserhofer. Zweite, neu-
bearbeitete Aufl. Groß-Solio-Format. Geb. 8 K = M. 7.20.

A. Hartleben's Kleiner Hand-Atlas über alle Teile der Erde.

Enthaltend 40 Hauptkarten und 38 Nebenkarten
in 60 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Wapserhofer. Zweite, neu-
bearbeitete Auflage. Groß-Solio-Format. Geb. 10 K = 9 M.

A. Hartleben's Universal- Hand-Atlas.

93 Hauptkarten und 112 Nebenkarten auf 126 Karten-
seiten zur mathematischen, physikalischen, politischen und
historischen Geographie. Mit einem begleitenden Texte
nebst vollständigem Register von Dr. Friedrich Amann
und Dr. Franz Seiderich.
Groß-Solio-Format. In Halblederband 25 K = M. 22.50.

Schiffahrt und Seewesen.

Darstellung der gesamten praktischen und sport-
lichen maritimen Einrichtungen und Verhält-
nisse der Seegewalt.

Von Franz Freiherrn von Zunkl.

Mit 370 Abbildungen und 3 Karten. 28 Bogen. Größtes
Ottav. In Originalleinband 24 K = 20 M.

A. Hartleben's Kleines Statist. Taschenbuch über alle Länder der Erde.

Erscheint jährlich neu.

Bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Amann. 8 Bogen.
Duodez. Gebunden K 1.60 = M. 1.50.

Erscheint jährlich neu. A. Hartleben's Statistisch. Tabelle über alle Staaten der Erde.

Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform,
Staatsoberhaupt, Chronologer, Flächeninhalt, absoluter
und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen, Handelsflotte,
Handel, Eisenbahnen usw. nach den neuesten Angaben
für jeden einzelnen Staat. Ein großes Tableau (70:100 cm).
Gesalz 60 h = 50 Pf.

Abriß über die Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Von Oberstleutnant Hermann Soernes. Mit 53 Abbil-
dungen. 12 Bogen. Klein-Ottav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.

Die Luftschiffahrt der Segenwart.

Von Hauptmann Hermann Soernes. Mit einer Tafel und
161 Abbild. 18 Bogen. Groß-Ottav. Gebdn. K 5.50 = 5 M.

Leitfaden der Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Von Dr. Raimund Rimsfür, em. f. l. Universitätsadjunkt
an der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 338 Abbild.
34 Bogen. Groß-Ottav. In Originalband 15 K = M. 13.50.

Die Flugmaschinen.

Theorie und Praxis. Berechnung der Drachensieger und
Schraubensieger. Von Georg Wehner, Maschinen-
ingenieur, Hofrat, Professor i. R. Mit 100 Abbildungen
und 2 Tafeln. 11 Bogen. Groß-Ottav. Geh. 12 K = 10 M.
In Halbleder gebunden K 14.40 = 12 M.

Das moderne Automobil.

Seine Konstruktion und Behandlung. Von A. Parzer-
Hübbaeder. Zweite, vollständig neu bearbeitete und
vermehrte Auflage. Mit 334 instruktiven Abbildungen.
21 Bogen. Ottav. Gebunden 10 K = 9 M.

Der Amateur-Astronom.

Von Gideon Niegler. Mit vielen Abbildungen. 16 Bogen.
Klein-Ottav. Gebunden K 2.20 = 2 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig



Am 6. Oktober konnte amtlich gemeldet werden: Das plötzliche Vordringen der deutschen und österr.-ungar. Streitkräfte in Russisch-Polen scheint die Russen vollständig überrascht zu haben.

Sie verschoben zwar starke Kräfte aus Galizien nach Norden, wurden jedoch bei ihrem Versuche, die Weichsel in der Richtung Opatow zu überschreiten, von den Verbündeten über den Fluß zurückgeworfen.

Unsere Truppen haben den russischen Brückenkopf bei Sandomierz (Russisch-Polen) erobert.

In Galizien rücken wir plangemäß vor. Bei Tarnobrzeg wurde eine russische Infanteriedivision unsererseits geworfen.

Die beiden Armeen, die ununterbrochen in engster Gemeinschaft kämpften, nutzten ihren Erfolg nachdrücklich aus und konnten kurz darauf bei Radom neue russische Kräfte zurückweisen, die auf die Festung Zwangorod zurückgehen mußten. Daß an diesem Kampfe die Besatzung dieser russischen Festung teilnahm, bewies, daß die Offensive den Russen ganz unerwartet gekommen war.

Am 15. Oktober meldete die deutsche Heeresleitung:

Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem österr.-ungar. Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten.

Unsere Truppen stehen vor Warschau.

Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Linie Zwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen.

Gleichzeitig hatte sich aber auch im Abschnitt Breslau—Posen eine zweite deutsche Armee gebildet, die trotz der außerordentlich schwierigen Wegverhältnisse so rasch vorrückte, daß ihre Spitze schon am 12. Oktober die Weichsel erreichte. Die Russen, die auch von diesem Gegner überrascht wurden, erkannten aber bald, daß in seinem Vorgehen eine starke Bedrohung



Plündernder Russe wird von deutschen Landsturmeuten überrascht.

des Mittelpunktes ihrer ganzen Stellung in Polen, Warschau und seiner unmittelbaren Flankenfestung Nowogeorgiewsk lag, und versammelten in aller Eile alle irgendwie verfügbaren Truppen, die mit Hilfe der nord-südlichen Eisenbahnen hinter der Weichsel herangebracht werden konnten, um ihm entgegenzutreten. Am 14. und 15. Oktober versuchten sie mit acht Armeekorps einen Vorstoß über die Weichsel, der aber unter furchtbaren Verlusten mißlang. Gleichzeitig müssen aber starke russische Kräfte unter dem Schutze des Brückenkopfes Zwangorod die Weichsel überschritten haben, denn schon am nächsten Tage wurden, wie der deutsche Generalstab berichtete, russische Angriffe aus Zwangorod und Kozienize abgewiesen. Um einen bloßen Ausfall der Festungsbesatzung kann es sich dabei kaum gehandelt haben; nach der blutigen Lehre, die sie kurz vorher von der südlicher vorrückenden deutschen und österr.-ungar. Armee empfangen hatte, war sie kaum imstande, einen auf breiter Front angelegten Angriff überhaupt zu unternehmen.

Über die einzelnen Vorgänge der unmittelbaren folgenden Tage geben weder die deutschen Berichte, die vom östlichen Armeeovertorommando stets außerordentlich knapp gehalten wurden, weil die Art der bisherigen Kämpfe eine Verschleierung der strategischen Absichten durchaus nötig machte, noch die um so wortreicheren russischen Berichte Auskunft. Die Truppen standen in der Nähe von Warschau, ohne daß eine Belagerung eingeleitet oder auch nur geplant sein

konnte. Weiter südlich schien Zwangorod fast unmittelbar bedroht, da schon schwere Artillerie gegen die Stadt angelegt worden war.

Am 26. Oktober sagte der offizielle österr.-ungar. Bericht:

In den Kämpfen vor Zwangorod machten wir bisher 8000 Russen gefangen und erbeuteten 19 Maschinengewehre.

Nächst Jaroslaw mußten sich ein russischer Oberst und 200 Mann ergeben.

Bei Zaluże (südwestlich Sniatyn) und bei Pasiencja (südwestlich Radworna) wurde der Feind zurückgeworfen.

Die Lage im großen ist unverändert.

Am 27. Oktober:

Südwestlich Zwangorod stehen unsere mit unübertrefflicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10.000 Gefangene machte, im Kampfe gegen überlegene Kräfte.

Trotz dieser Erfolge konnte es der verbündeten Heeresleitung nicht um eine ernste Aktion gegen Zwangorod zu tun sein. Solange die russische Feldarmee, die sich von Tag zu Tag mehr verstärkte, ungeschwächt blieb, konnte der Besitz eines Einzelstückes der russischen Festungslinie keine entscheidende Bedeutung haben. Nur ein Durchbruch konnte das Ziel der verbündeten Armeen sein. Eine Besetzung Zwangorods hätte dieses Ziel noch keineswegs verwirklicht, da die russischen Heeresstraßen, auf die sich die Besatzung der Festung zurückziehen konnte, um die Verbindungen zwischen den Flügeln zu halten, ziemlich weit östlich der Weichsel angelegt sind.

Es mag angebracht sein, ein paar Worte über die russischen Festungen in Polen zu sagen, über das schon erwähnte sogenannte polnische Festungsviereck, dessen Westfront von besonderer Wichtigkeit war. An dieser Westfront liegt, 30 Kilometer von der Mündung des Narew, an 100 Kilometer von der des Wieprz, Warszawa, Polens oft umkämpfte Hauptstadt. Ihre Stellung als Mittelpunkt aller Verkehrslinien des Landes ergab die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Befestigung. Infolge des fortschreitenden Wachstums der Bevölkerung wurde der Kranz der Außenwerke wiederholt erweitert, mußte aber an manchen Punkten zu Beginn des Krieges noch zu eng erscheinen. Der Befestigungsgürtel maß 48 Kilometer und hatte 18 Forts.

Kein militärisch und ohne bürgerlichen Kern ist die Festung Zwangorod, deren Werke vom nordöstlichen Sektor der Stromvereinigungen über Weichsel und Wieprz hinübergreifen und die Übergänge beider Flüsse, Eisenbahnen und Straßen beherrschen. Die früher bestehende Erdswerung des Angriffs durch die Breite der im größten Teil des Jahres überflutheten Talniederung der Weichsel hat bei der

heutigen Tragweite der Geschütze an Wert verloren.

Nächst der Westfront muß die 220 Kilometer lange Nordfront des Festungsvierecks längs Narew und Bobr an ehesten eines Angriffs gewärtig sein. Die Gefechtsfelder von Czarnowo (23. Dezember) und Pultusk (26. Dezember 1806) wie von Nitrolenka (26. Mai 1831) rufen die Erfahrungen in Erinnerung, welche maßgebend waren für die sorgfältige Verstärkung dieser Linie durch Befestigungen. Napoleon war im Dezember 1806 überrascht durch den nicht entfernt geahnten Wasserreichtum der Flüsse Polens. Der wird in diesem Falle zusammengehalten durch das geringe Gefälle; der Bobr (Wieprza) bei Ossowiec liegt 108 Meter hoch, seine 40 Kilometer entfernte Mündung 101 Meter; von dort durchmißt bis zur Weichsel (67·5 Meter) der Narew 258 Kilometer. Dem Durchschnittsgefälle der russischen Weichsel oberhalb der Narewmündung (27 Zentimeter pro Kilometer) stellt also der Bobr eines von 17·5 Zentimeter pro Kilometer, der Narew eines von 12 Zentimeter pro Kilometer gegenüber. Die tragen, sich vielfach teilenden Gewässer durchfeuchten den Talgrund; breite Bruchniederungen mit dürftigem Erlengebüsch nehmen lange Talstrecken ein, die auch bei niederem Sommerwasserstand unwegsam bleiben. Nur eine beschränkte Zahl von Übergängen bietet sich dem Verkehr. Die wichtigsten dieser Sumpfpässe sind mit Befestigungen gesperrt, meist nur mit Brückenköpfen. So reihen sich inmäßigen Abständen als Straßenperrern am Narew von Sierock aufwärts aneinander Pultusk, Rozan, Ostrolenka, Lomza. Die letztgenannte Fortsgruppe unterhalb der großen Bruchregion, die den Zusammenfluß von Narew und Bobr umfängt und letzteren Fluß weiter aufwärts begleitet, gilt als die stärkste dieser Narewfestungen und bildet die nördliche Flügelanlehnung der in 26 Kilometer Länge südwärts bis an die weithin schnurgerade Chaussee Bjeloostok—Warschau reichenden Hügelstellung (210 Meter) des Czernomy Bór, welche die Bahn Bjeloostok—Nitrolenka quer durchschneidet. Den Schluß macht als Sperre des einzigen Überganges mitten durch die Bobrjümpfe und als Ausfallpforte gegen Lyd an der Bahn und Straße Bjeloostok—Königsberg der nordöstliche Eckpunkt des polnischen Festungsvierecks, das Fortsystem von Ossowiec.

Die Südostecke des Vierecks bezeichnet am oberen Bug die bedeutende Festung Brest-Litowsk, der wichtige Knotenpunkt, in welchem die wenig östlicher durch die Kostkinojümpfe auseinander gehaltenen Verkehrslinien der nördlichen und südlichen Gouvernements Weiskrußlands und Kleinrußlands miteinander

im Zusammenstreben auf Warschau Fühlung gewinnen. Da von verschiedenen Seiten von Sümpfen gesäumte Wasserläufe auf diesen festen Platz konvergieren, von Osten der Muchawiec, von Nordosten die Liesna, von Südwest die Krzna, ist die Annäherung allenthalben erschwert, zumal Staudämme und Schleusen weitgreifende Überschwemmungen ermöglichen. Wie im Nordosten Seengruppen und Sümpfe längs des Augustowstkanals von Ossowiec aus überleiten zum mittleren Njemen und seinen drei Festungen (Grodno, Olita, Rowno), so entwickelt sich östlich vom oberen Bug das wohlhynische Festungsdreieck (Luzk, Dubno, Rowno) an Gwosjarn, die schon dem Pripet zustreben.

Aber das Hauptbollwerk Rußlands gegen Westen bleibt das große polnische Festungsviereck, nach dem fünf meist zweigleisige Bahnen aus einem weit zwischen Nordost und Südost sich entfaltenden Sektor von Petersburg, Bjeloje, Moskau, Kiew, Odessa zusammenstreben. Diese Bahnlinien, welchen der Drang nach Überwindung weiter Räume sichtlich die Vorliebe für geradlinige Entwicklung der Wegspur und eine gewisse Nichtachtung der einzelnen Siedlungen aufnötigt, dienen zum Teil schon dem Verkehr zwischen den Eckpunkten des Festungsvierecks. Nur die südlichen, Zwangorod und Brest-Litowsk, sind auch im Verkehr wichtige Knotenpunkte. Für Nowogeorgiewsk und Ossowiec gilt das nicht; für sie treten in der Verkehrsgeographie Warschau und Bjelojeft stellvertretend ein. Da außer den Randbahnen, die Glieder von Fernverkehrslinien sind, auch innere Schienenwege den nur flachwelligen Raum des Festungsvierecks durchschneiden, stellt dieses ein überaus schlagfertiges, zu rascher Vereinigung der Kräfte nach jeder beliebigen Front befähigtes Verteidigungsorgan dar.

Die Schwierigkeiten, die der Offensive der Verbündeten entgegenstanden, gehen aus dem Gesagten deutlich genug hervor. Trotzdem erschien den Russen die Bedrohung Warschaus offenbar sehr ernst, denn zum Schutze dieser an sich bedeutenden Lagerfestung, deren Verlust politisch von der größten Bedeutung sein mußte, sammelten sie ungeheure Kräfte, die zum großen Teil durch Gewaltmärsche herangeholt werden mußten.

Ungefähr am 20. Oktober war der russische Aufmarsch hinter der Weichsel beendet, so daß gleichzeitig von Zwangorod aus, wo zunächst schwächere Kräfte operierten, und aus Warschau-Nowogeorgiewsk Vorstöße mit sehr bedeutenden Kräften unternommen werden konnten. Die hinter der Weichsel liegenden russischen Bahnen gestatteten dabei die Verschiebung auch größerer Truppenmassen von einem Kampfsplatz auf den anderen, so daß das Übergewicht der Zahl, das

die russische Heeresleitung inzwischen hergestellt hatte, sich in erhöhtem Maße bald da, bald dort geltend machen mußte. Da aber die Russen die stärkste Wucht ihres Vorstoßes aus dem Raum von Warschau entfalteten, mußte die Heeresleitung der verbündeten Truppen zunächst darauf verzichten, an dieser Stelle durch kühnes Zugreifen Erfolge zu holen. Sie mußte vielmehr darauf bedacht sein, den linken Flügel, der nuncmehr von den Russen bedroht wurde, gegen jede Umklammerung zu sichern. Die Russen glaubten sogar am 22. Oktober schon, diesen Flügel abgesehen zu haben.

Es mußte eine Neugruppierung der verbündeten Armeen erfolgen. Am 28. Oktober 1914 wurde amtlich gemeldet:

In Polen mußten die verbündeten deutschen und österr.-ungar. Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Zwangorod, Warschau und Nowogeorgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie bis dahin in mehrfältigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten.

Die Russen folgten zunächst nicht.

Die Loslösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit.

Die verbündeten Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren.

Die Neuordnung der verbündeten Heere machte einen allmählichen Abbau der bisher eingenommenen Stellungen nötig, der einer gewaltigen feindlichen Übermacht gegenüber nur mit größter Vorsicht zu bewerkstelligen war. „Mit peinlicher Sorgfalt räumen die Deutschen ihre Stellungen“, heißt es in einem russischen Bulletin.

Erst am 1. November erfuhr man, daß die Russen nachstießen. „In Russisch-Polen“, sagte der amtliche Bericht, „entwickeln sich neue Kämpfe, die Angriffe auf unsere Stellungen wurden zurückgeschlagen, einige feindliche Detachements zerstört.“

Der amtliche Bericht vom 3. November besagt:

„In Russisch-Polen brachen unsere Streitkräfte, als sie eine starke feindliche Armee zur Entwicklung gezwungen hatten, die Gefechte auf der Ljha Gora ab, um die nach den Kämpfen vor Zwangorod befohlenen Bewegungen fortzusetzen.“

Den Angriff der verbündeten Truppen über die Weichsel hinüberzutragen, war ganz ausgeschlossen, solange Rußland die Weichselfestungen innehatte. Man mußte die Russen den Fluß überschreiten lassen, da die Schlacht für die russische Heere weit ungünstiger war, wenn sie hinter sich das starke Hindernis der Weichsellinie hatten. Das Gelände, das den Russen nun



Deutsche Offiziersgruppe in dem Erdloch einer russischen 12-Zentimeter-Granate; die im Umkreis liegenden Steine wurden herausgeschleudert.

zur Schlacht offenstand, war in jeder Beziehung weit ungünstiger als das hinter der Weichsel gelegene, von dem aus sie bisher vorgingen. Die verbündeten Truppen konnten sich in einem Raum ordnen, der, abgesehen von dem Vorteil der größeren Nähe der an Verkehrswegen reichen heimatlichen Basis, auch feste natürliche Stellungen bot.

Daraus erklärt es sich auch, daß die verbündeten Truppen von ihrem neuen Raum aus sehr bald wieder offensiv werden konnten.

Am 16. November 1914 wurde in Wien amtlich gemeldet:

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz begannen sich gestern an einzelnen Teilen unserer Front Kämpfe zu entwickeln.

17. November:

Aus dem Bereiche von Krakau vorbrechend, nahmen unsere Truppen gestern die vorderen Befestigungslinien des Feindes nördlich der Reichsgrenze.

Im Raume von Wolbrom und Pilica gelangten die Russen zumeist nur in den Bereich unseres Artilleriefeuers.

Wo feindliche Infanterie angriff, wurde sie abgewiesen.

Eines unserer Regimenter machte 500 Gefangene und erbeutete zwei Maschinengewehr-Abteilungen.

18. November:

Operationen der Verbündeten zwangen die russischen Hauptkräfte in Rußisch-Polen zur Schlacht, die sich an der ganzen Front unter günstigen Bedingungen entwickelte.

Eine unserer Kampfgruppen machte gestern über 3000 Gefangene.

Gegenüber diesen großen Kämpfen hat das Vordringen russischer Kräfte gegen die Karpaten nur untergeordnete Bedeutung.

Beim Debouchieren aus Grybow wurde starke Kavallerie durch überraschendes Feuer unserer Batterien zer Sprengt.

*

Das unerwartet rasche Vordringen der verbündeten Truppen in Rußisch-Polen hatte noch ein anderes Ergebnis: Am 16. November gelang es, den Gouverneur von Warschau, Baron Korff, gefangen zu nehmen. Er war mit seinem Adjutanten, Hauptmann Tschner, früh von Warschau in einem eleganten Privatauto abgefahren in der Richtung auf Kutno ohne Kenntnis davon, daß diese letztere Stadt

nach erbittertem Straßenkampf von deutschen Truppen genommen war. Er stieß plötzlich bei Tarnow auf die Kavalleriespitze der Deutschen. Er versuchte umzukehren und zu entkommen, wurde jedoch von einer Abteilung der 9. Mecker Dragoner eingeholt und festgenommen.

Der Gouverneur setzte sich nicht zur Wehr und ließ sich ruhig im eigenen Auto unter Begleitung eines Leutnants und eines Dragoner-gespreiten nach Deutschland abtransportieren.

Der gefangene Gouverneur, eine große Gestalt mit weißem Vollbart, trug Generalsuniform mit Pelzmantel und sprach fließend Deutsch. Er wollte niemanden sehen, da er nicht in der Stimmung sei und seine Nerven durch das plötzliche Ereignis abgespannt waren.

*

Über den weiteren Verlauf der Offensive der Verbündeten wurde amtlich berichtet:

19. November:

Die Schlacht in Russisch-Polen nimmt einen günstigen Fortgang.

Nach den bisherigen Meldungen machten unsere Truppen 7000 Gefangene und erbeuteten 18 Maschinengewehre und auch mehrere Geschütze.

20. November, mittags:

Auch gestern hatten die Verbündeten in Russisch-Polen überall Erfolge.

Die Entscheidung ist noch nicht gefallen.

Die Zahl der gefangenen Russen nimmt zu.

23. November, mittags:

In Russisch-Polen ist noch keine Entscheidung gefallen.

Die Verbündeten setzen ihre Angriffe östlich Czenstochau und nordöstlich Krakau fort.

Bei der Eroberung des Ortes Pilica machten unsere Truppen gestern 2400 Gefangene.

Das Feuer unserer schweren Artillerie ist von mächtiger Wirkung.

Die über den unteren Dunajec vorgegangenen russischen Kräfte konnten nicht durchdringen.

22. November, mittags:

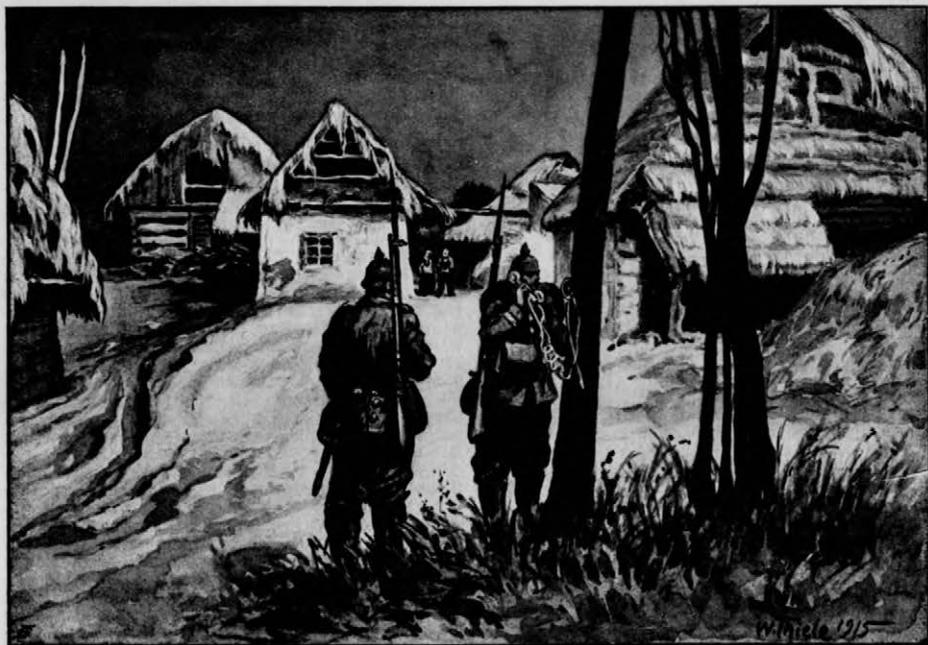
Die Verbündeten setzen ihren Angriff in Russisch-Polen energisch und erfolgreich fort.

Unser südlicher Schlachtlügel erreichte den Szreniawaabschnitt.

Bereinzelte Gegenstöße des Feindes wurden abgewiesen.

Bisher machten die k. u. k. Truppen über 15.000 Gefangene.

Die Entscheidung ist noch nicht gefallen.



Deutsche Feldtelefon-Soldaten am Eingang eines russisch-polnischen Dorfes.

Auch westlich des Dunajec und in den Karpathen sind größere Kämpfe im Gange.

21. November, mittags:

Der Angriff der Verbündeten auf die russischen Hauptkräfte in Russisch-Polen geht auf der ganzen Front vorwärts.

In den Kämpfen nordöstlich Czenstochau ergaben sich zwei feindliche Bataillone.

Bei den jetzt im Zuge befindlichen Kämpfen in Russisch-Polen hat sich die Wirkung der schweren Artillerie wieder aufs glänzendste erprobt.

Die vielen Gefangenen sagen aus, daß die Wirkung des schweren Feuers entsetzlich und erschütternd war.

Die einfallenden schweren Bomben trieben die Russen wie aus Fuchslöchern nach allen Richtungen heraus.

Es kann ohne weiteres gesagt werden, daß der schweren Angriffsartillerie ein wesentlicher Anteil am Erfolge zukam.

24. November, mittags:

Die Schlacht in Russisch-Polen wird bei itrenger Kälte von beiden Seiten energisch fortgeführt. Unsere Truppen eroberten mehrere Stützpunkte, gewannen insbesondere gegen Wolbrom und beiderseits des Ortes Pilica Raum und machten wieder zahlreiche Gefangene.

Ansonsten ist die Lage unverändert.

Im Innern der Monarchie befinden sich 110.000 Kriegsgefangene, darunter etwa 1000 Offiziere.

25. November:

Das gewaltige Ringen in Russisch-Polen dauert fort.

Bisher machten unsere Truppen in dieser Schlacht 29.000 Gefangene und erbeuteten 49 Maschinengewehre sowie viel sonstiges Kriegsmaterial.

Der amtliche deutsche Bericht vom gleichen Tage meldete:

Die Gegenoffensive der Russen aus Richtung Warschau ist in Gegend Lowicz—Strypow—Brzeziny gescheitert.

Auch in der Gegend östlich Czenstochau brachen sämtliche russischen Angriffe vor unserer Front zusammen.

26. November, mittags:

Die Schlacht in Russisch-Polen hat an einem großen Teile der Front den Charakter eines stehenden Kampfes angenommen.

28. November, mittags:

Die Lage hat sich nicht geändert.

In Russisch-Polen verlief auch der gestrige Tag im allgemeinen ruhig.

Einzelne schwächliche Angriffe der Russen wurden abgewiesen.

29. November, mittags:

Der gestrige Tag verlief an unserer ganzen Front in Russisch-Polen und Westgalizien sehr ruhig.

Anfang Dezember begann eine Periode der Ruhe auf diesem Kriegsschauplatz. Die Armeen der Verbündeten hielten ihre Stellungen, die Russen waren durch schwere Verluste erschöpft, Verluste, die nach ihren eigenen Angaben gewaltig waren.

Was aber für Rußland fast noch schwerer wog, war die Einbuße von weiterem Artilleriematerial, das zum Teil ebenfalls in den Besitz der verbündeten Truppen kam. Der Ersatz der verlorenen Batterien, die schon einen sehr fühlbaren Teil des gesamten Artilleriebestandes der russischen Armee ausmachten, war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, da nur ein einziges Werk (Putilow) dafür in Frage kam und eine Zufuhr aus dem Auslande nur noch auf dem ungeheuer beschwerlichen, langwierigen und kostspieligen Umweg über Wladiwostok möglich war. Auch die übrigen Materialverluste waren ungeheuer. Noch schwerwiegender mußte aber der Mangel an Offizieren sein, der in Rußland, wo die Zahl der ausreichend ausgebildeten Reserveoffiziere sehr klein ist, schneller fühlbar werden mußte als anderswo.

Jedenfalls war die Hoffnung Frankreichs und Englands, daß es der russischen „Dampfwalze“ gelingen werde, Deutschland und Österreich-Ungarn in kürzester Frist zu erdrücken, nach vier Kriegsmonaten ihrer Erfüllung viel ferner als zu Beginn des Krieges.

*

Einzelheiten aus den Kämpfen in Russisch-Polen.

Ein Mittkämpfer in der deutschen Armee erzählt:

Wir rückten in Eilmärschen von Czenstochau aus in der Richtung auf Warschau vor, um uns mit den dort festenden Truppen zu vereinigen. Wider alles Erwarten fanden wir die Wege, natürlich mit großen Ausnahmen, erträglich. Auch die Unterbringung war nicht allzu schlecht, vor allem fehlten gewisse Tierchen, von denen wir alle mehr Achtung wie vor den Russen hatten, gänzlich. Das Land war gut angebaut und reich an Vieh, so daß wir mit Hilfe der bei Tannenberg eroberten Feldstücke und unseres Koches geradzu vortrefflich versorgt wurden. Auch der Nachschub jeder Art klappte glänzend.

Den Spuren des Großen Kurfürsten folgend, gerieten wir endlich am 11. Oktober an den Feind. Er suchte uns vergebens durch vorgeschobene Truppen aufzuhalten, während in Warschau, wie wir von Kriegsgefangenen erfuhr, Zug auf Zug mit Truppen dollgefüllt ankam. Andererseits sahen wir beim Näherkommen an die Bahn nach Sternewice, daß die vorgeschobenen Truppen mit der Eisenbahn zurückgebracht wurden. Die Züge wurden von der Feldartillerie heftig beschossen. Der vorletzte Zug wurde schon unter Infanterie- und Maschinengewehrfeuer genommen, wobei wir vom Walde aus zusahen. Die Russen antworteten heftig

wieder, wobei dem Generalleutnant v. S. das Pferd unter dem Leibe durch Maschinengewehre erschossen wurde. Der letzte Zug wurde abgegangen, wobei mehrere Russen fielen. Inzwischen kam unsere rechte Nachbarbrigade nicht schnell genug vorwärts, wir hörten deren Feuer schon im Rücken. Kurz entschlossen warf unser Kommandeur dem Feind unsere Brigade in den Rücken, ohne daß der Feind etwas davon ahnte. Mit Hurra drang unsere brave Landwehr in eine schwere Batterie von einem Walde aus und nahm drei Geschütze. Unsere schweren Feldhaubitzen nahmen den Feind im Verein mit der Feldartillerie unter Feuer. Ein Teil der Russen wurde von Warschau abgetrieben, zerstreut und machte am Abend, im Walde umherirrend, noch alle Wege unsicher, bis er sich ergab. 3000 Gefangene wenigstens wurden hier gemacht. Nach diesem Zwischenfall nahm noch am selben Abend unsere Brigade den Vormarsch in der alten Richtung wieder auf. Am nächsten Tage regnete es in Strömen, die Armee schloß auf, so daß es zu keinem ernstlichen Gefecht kam. Gefangene Russen gehörten dem 2. sibirischen und dem schon bei Soldau gefangenen 1. Korps an.

Der andere Tag, der 13. Oktober, wurde heiß. Ich sah auf dem Dach einer Fabrik des Friedens B. und beobachtete zahlreiche russische Schützenlinien, fünf bis sechs hintereinander, in beträchtlicher Breite auf das ich schwach besetzte B. zuendend. Sofort sprachen meine langen Schnellfeuergeschütze, später letzten schwere Feldhaubitzen mit ihrem kräftigen Paß ein. Sechs bis acht Wagen hielten die Russen aus, dann drängten sie, obgleich ein großer Teil in der Schnelligkeit nicht beschossen werden konnte, nach der anderen Seite und flohen schließlich. Einzelnen schloßen sie sich dann bis zum Abend heran. Fortwährend wurden auf den Bahnlagen von Warschau her Truppen ausgeladen. Die russische Artillerie beobachtete und schoß vorzüglich. Meine verdeckt stehende Batterie war bald in den Rauch von einschlagenden Granaten und Schrapnells gehüllt, erlitt aber keine Verluste. Die Kirchen und Fabrikhörschornsteine waren überall von russischen Beobachtern besetzt, die mit Hilfe von Fernsprechern das Feuer der Artillerie leiteten. Große allseitige Freude, allerdings wohl weniger bei den Russen, erregte es jedesmal, wenn Schüsse in solchen Gebäuden saßen oder gar ein Schornstein umgelegt wurde.

Der 14. Oktober war ein Tag, den wir so leicht nicht vergessen werden. Die russische Infanterie hatte sich in der Nacht herangeschlichen und beschloß uns plötzlich auf unserem Dach mit Salvenfeuer, während wir gleichzeitig Schrapnellfeuer erhielten. Da half es nichts, wir mußten herunter, die Fernsprechleitung aufnehmen und mit dem Beobachtungswagen zurück. Auch hiebei erhielten wir Schnellfeuer. Die Kugeln klatschten nur so gegen eine lange Holzwand, an der wir vorbei mußten. Wir erklimmen nun einen Strohhöcker in größerer Nähe der Batterie und leiteten von hier aus das Feuer. Inzwischen hatten bis zum Mittag die Russen sich in den Besitz des Friedens B. gesetzt und schritten nun zum Angriff gegen uns. Schon schlugen zahlreiche Kugeln in die Batterie und Beobachtungsstellen ein. Es war ein großartiges Schauspiel, wie nun dieser Angriff durch ein Massenschnellfeuer der zahlreich vorhandenen schweren Batterien und Feldartillerie, Maschinengewehre und Infanterie zurückgeschlagen wurde. Bald brannte B. an mehreren Stellen, und die russische Infanterie kam unter schweren Verlusten zum Stehen. Wir atmeten erleichtert auf. Gegen Abend setzte nochmals heftigstes Feuer der russischen Artillerie ein, der sogenannte „Abendregen“, der stets mit großer Pünktlichkeit kam. Schließlich brannte das Gefecht langsam ab. Die Russen unternahmen übrigens nichts fast nie etwas. Nur in der Nacht vom 15. Oktober entwickelte sich um drei Uhr aus einem Vorpostengeplänkel ein Massenseuer, das alles alarmierte. Wir

erfletteten unseren Strohhöcker wieder und stellten fest, daß die russische Artillerie großartig gedeckt stand, daher auch keine großen Verluste erlitt. Dagegen brauchte sich russische Infanterie nur zu zeigen, so erhielt sie Feuer aus schweren Geschützen, vor dem sie jedesmal panikartig Reißaus nahm. Ohne Überreibung kann man sagen, daß Russen gegenüber die schwere Artillerie das Schlachtfeld beherrschte. Diesmal erhielt unser Strohhöcker heftiges Granat- und Schrapnellfeuer, auch hatten sich russische Schützen so nahe herangeschlichen, daß jedesmal, wenn auch nur Helmtügel über dem Strohh erschienen, Gewehrklugeln durch das Strohh zischten. Heil und Dank dem Scherenfernohr, das das gedeckte Beobachten ermöglicht. Der Feind drang an anderen Punkten des Schlachtfeldes diesen Tag vor, doch nahen auch für uns Verstärkungen heran.

Am 16. Oktober trat ich zur linken Nachbarbrigade 4 Uhr früh über und beschloß hier auf 7000 Meter russische Artillerie im Rücken. Obwohl ich tabellos gedeckt hinter einem Dach stand, erhielt ich großartig liegendes Schrapnellfeuer, wohl dadurch, daß meine Aufstellung verraten worden war. Gegen Mittag wurde ich der linken Nachbarbrigade zur Verfügung gestellt und kam an diesem Tage nicht mehr zum Schuß. Einen süßlich homogeorgiewsk aufsteigenden Fesselballon konnte ich leider nicht mehr fassen, da es zu nebelig wurde. Die Russen uns gegenüber, namentlich auf unserem linken Flügel, verstärkten sich immer mehr. Diesmal beobachtete ich von der Beobachtungsleiter hinter einem Strohdach unmittelbar bei unseren Schützengräben. Obwohl ich mit der äußersten Vorsicht verfuhr, erhielt ich bald Schnellfeuer von schweren Granaten, die zuweilen nur zehn Schritt von uns einschlugen und unmittelbar hinter uns drei Infanteristen verwundeten. Eine Granate schlug einige hundert Meter rechts hinter uns in eine große Scheune und setzte sie in Brand. Am nächsten Morgen setzte ein Feuer rings um die Beobachtungsstelle ein, wie selbst ich es noch nicht erlebt hatte. Es war wie eine Hölle. Gewiß mehrere hundert 15-Zentimeter-Granaten lagen um unsere Beobachtungsstelle herum, dazu regnete es Schrapnells von oben. Der Aufenthalt auf der Beobachtungsleiter war entschieden nicht der angenehmste. Die Batterie erhielt diesmal kein Feuer, das sich um so stärker gegen eine Scheinbatterie richtete, die ich hatte aufbauen lassen.

Die Tätigkeit der Russen an diesem Tage erlahmte auffallend. Während am vorläufig letzten Schlachttag die Tätigkeit der russischen Infanterie noch mehr nachließ, nahm uns die Artillerie erneut unter heftigstem Feuer, glücklicherweise wieder ohne Schaden zu tun, es war wie ein Wunder. Vieciell Munition hatten die Russen allein gegen unsere Beobachtungsstellen an den acht Schlachttagen verschossen, und ohne jede Wirkung! Da die russische Infanterie überall auf dem Schlachtfeld schweres Artilleriefeuer erhielt, wagte sie sich schließlich überhaupt nicht mehr zu zeigen. Sehr paßig war es anzusehen, als meine Batterie einen im gemächlichen Geirpach auf 5000 Meter Entfernung herumreichenden höheren Stab plötzlich beschloß. Ein Burische fiel vor Schreck hinten vom Pferde, und die ganze Kavalkade hob in wildestem Galopp nach allen Seiten auseinander und galoppierte davon, soweit das Auge reicht.

Ein schlesischer Landwehrmann schildert seine Erlebnisse auf dem Vormarsch über Czestochau folgendermaßen:

Vom 20. August an hatten wir Fühlung mit dem Feind, der sich jedoch immer weiter zurückzog.

Ramen wir nun durch eine kleine Stadt oder ein Dorf, so hatten die Russen alle Lebensmittel weggenommen oder vernichtet, so daß wir auch mit ganz be-

deutendem Preisausschlag nichts kaufen konnten. Die Strapazen wurden immer größer, doch wurde alles mit Humor ertragen, und mancher gute Witz und manches Scherzwort halfen uns über unsere Anstrengungen hinweg. Nur daß wir nichts zu rauchen hatten, war das schlimmste. Nachdem wir bald 14 Tage nichts zu rauchen hatten, begegnete ich in einem kleinen Dorf (ich war mit noch zwölf Radfahrern als Patrouille und Sicherung vorausgefahren) einem russischen Juden, der eine Zigarette zum Munde führte. Wie ein Blitz war ich vom Rade runter und hin zu dem Mann. Nach langem Feilschen waren wir einig, und ich erhielt seine letzten fünf Zigaretten für 2 M. ausgehändigt. Überglücklich kam ich zu den anderen Kameraden, die mich mit großer Begeisterung empfingen, und nun rauchten immer drei Mann eine Zigarette. Jeder hatte ein paar Züge, dann war die Herrlichkeit vorbei. Der Jude hatte mir auch verraten, daß etwas weiter sich Kosaken aufhielten. Ich war Patrouillenfürher, und so entschloß ich mich, die Burtschen abzu-

fangen. Mit einem Kameraden an der Spitze, die übrigen zehn Mann 300 Meter hinter uns, gingen wir vorsichtig vor, nachdem wir die Räder zurückgelassen hatten. Und richtig, in dem bezeichneten Gehöft befanden sich Kosaken, welche essen wollten, was der Bauer für sie hatte liefern und zubereiten müssen. Sie waren in voller Sicherheit, denn sie hatten die Waffen achtlos beiseite gelegt und keine Wache ausgestellt. Lange Zeit zum Überlegen hatten wir nicht. Mein Kamerad, ebenfalls ein Draufgänger, war sofort einverstanden, die Feinde anzugreifen, und wir beide, das Gewehr im Anschlag, liefen in das Gehöft. Die Gesichter zu sehen, war tödlich; die Kosaken waren ganz plötzlich von uns überrascht worden und dachten an gar keine Gegenwehr. Nachdem wir einen Schuß abgefeuert hatten, waren gleich unsere Kameraden zur Stelle, und wir hatten 36 Gefangene. Erst wurde das Essen allerdings von uns verteilt, und dann ging es mit den ersten Gefangenen zu unserer Truppe zurück, die fünf Kilometer noch hinter uns lag.

Dort wurden wir mit großem Halloß empfangen. Am 1. September hatten wir unser erstes Gefecht. Bei Kazanow sollten wir um 4-15 Uhr die Feuerpause erhalten. Es war gegen 1 Uhr mittags, und unsere vielgeliebte Gulajsthanone sollte gerade in Tätigkeit treten, als plötzlich alarmiert wurde. Die Gulajsthanone klappte ihren Deckel zu, und fort ging es dem Feind entgegen. Um 4-15 Uhr begrüßten uns die ersten russischen Granaten. Unser Bataillon schwärmte aus, da platzte eine Granate, und unser Hauptmann, dreimal schwer verwundet, mit noch zehn Kameraden stürzen zusammen. Die ersten Verluste von uns. Unsere Artillerie fuhr auf, und nach dem zwölften Schuß hatte sie die feindlichen Geschütze zum Schweigen gebracht. Jetzt ging es im Sturm gegen den Feind, der fluchtartig seine Stellung verließ und zu laufen begann. Wir konnten doch noch 500 Gefangene machen und hatten auch eine große Kriegsbeute. Am anderen Morgen ging es in Eilmärschen weiter, es war die Meldung an unsere Division gekommen, daß die Österreicher schon mehrere Tage gegen eine bedeutende Übermacht im Feuer liegen. Bis 6. September wurde nun den ganzen Tag marschiert. Übermenschliche Anstrengungen wurden gemacht, doch jeder war frohen Mutes, und unsere brave schlesische Landwehr war vorzüglicher Laune. Am 6. September stehen wir auf eine österr.-ungar. Trainkolonne, und der Jubel war auf beiden Seiten groß. Die



D. 311. 3.

Deutsche Truppen beschießen vor Warschau ein russisches Flugzeug.

Verbündeten kamen mit Brot und Zigaretten, was voller Dank entgegengenommen wurde, und nach kurzer Rast ging es weiter. Bald sollten wir auch Geschützdonner hören, ein Zeichen, daß wir uns der Schlachtlinie näherten. Wegen der Dunkelheit wurde haltgemacht, und am 7. früh erreichten wir die Stellung der Österreicher, die schon neun Tage ununterbrochen im Schützengraben im Feuer lagen. Es war das 2. Wiener Korps, das wir ablösten. Wir lagen nun drei Tage im feindlichen Feuer bei

Larnowla. Unser Hauptmann übernahm das Kommando des ersten Zuges, und ich war als Entfernungs-schäger an seiner Seite. Der Hauptmann, ein Junggefelde, der schon mehrere Feldzüge mitgemacht, war ein ordentlicher Draufgänger und gab das Kommando zum Stürmen der feindlichen Stellung. Unter dem Hagel der feindlichen Geschosse gingen wir vor, bis der Befehl von hinten uns erreichte, liegen zu bleiben. Mit unseren Spaten warfen wir uns Schützengräben zur Deckung vor feindlichen Granaten auf. Bald wurde unserer Oberleitung klar, daß Verrat eine große Rolle spielen müßte. Unsere Reihen lagen im Walde, nicht sichtbar für den Feind, doch kaum hatten sie es sich bequem gemacht, da wurden sie von feindlichen Granaten überhüttet. Es wurde nun eine starke Patrouille ausgesandt, und etwa vier Kilometer hinter unserer Feuerlinie auf einem großen Rittergute wurde eine unterirdische Telephonleitung gefunden, die mit den Russen in Verbindung war. Jede Bewegung unserer Truppen wurde dann sofort von dem Besitzer gemeldet. Wie die Leitung zerstört war, hörten auch bald die enormen Verluste bei unseren Truppen auf.

Nachdem wir eingegraben waren, wurde uns auch die Parole ausgegeben. Es war bekannt geworden, daß mehrere russische Armeekorps auf Lemberg marschierten, also in Galizien einmarschiert waren. Nun mußten die Österreicher den Rückzug antreten, und im Eilmarsch nach Lemberg zu gelangen und dort den Feind aus dem eigenen Lande zu vertreiben. Unser Befehl lautete: bis 9. September, mittags 2 Uhr, auf alle Fälle den Feind aufzuhalten, damit die österreichischen Truppen mit ihrem ganzen Train sofort und unbehelligt zurück konnten. 1000 Meter lag der Feind vor uns; da wir die russische Infanterie nicht sehen konnten, hatte Schießen gar keinen Zweck, und es wurde von uns am 7. September nicht ein Schuß abgegeben. Die russischen Geschütze feuerten ununterbrochen etwa 300 Schuß in der Minute, und der Boden erzitterte wie bei einem Erdbeben vom Einschlagen der Granaten. Ich erwähnte schon, daß unser Zug ganz allein 300 Meter vorgehoben lag und wir hatten, da die Geschosse immer über uns hinweg gingen, gar keine Verluste zu verzeichnen. Die russische Infanterie schoß miserabel; nach einigen Stunden hatten wir uns an den Höllenslärm gewöhnt. Ein schwarz-schöner Anblick war es, wenn die russischen



Ordonnanzritt eines deutschen Ulanen.

Granaten in der Luft plagten. Erst kleine weiße Wölflchen, dann kamen sie auf die Erde. Der Feind schoß immer Salven, etwa 20 Schuß auf einmal, ab und dieselben schlugen dicht auf einem Aed ein. Unsere Artillerie schwieg ganz, um ihre Stellung nicht zu verraten, nachdem sie ihren Platz gewechselt hatte. So wurde also am 7. September auf unserer Seite weiter kein Schuß abgegeben. Endlich kam die Dunkelheit. Die Nacht brachten wir im Schützengraben zu, und jeder schlief den Schlaf des Gerechten, unbedümmert um den mächtigen Feind in unserer Nähe, außer den ausgestellten Wachen. Gegen 4 Uhr früh war leider der Schlaf beendet, denn das Konzert der feindlichen Geschütze setzte wieder ein. Der 8. September verlief bis gegen Nachmittag 4 Uhr ebenso ruhig. Da konnten wir die Beobachtung machen, daß bei dem Feinde eine große Unruhe einsetzte. Ein lebhaftes Auf und Ab in der feindlichen Stellung war bemerkbar, und bald wurden wir gewahr, daß die Russen einen Sturmangriff gegen uns unternahmen. In sechs Schwarmlinien, dicht hintereinander, kamen sie auf uns zu, unterstützt von dem riesigen Geschützfeuer ihrer Artillerie. Da plötzlich sängen auch unsere Geschütze zu feuern an. Unsere Landwehrartillerie schoß großartig, jede Granate war ein Treffer, und 50-60 Mann fielen hin. Das Gewehr fielt im Anschlag, so lagen wir im Graben. Bis 400 Meter ließen wir den Feind heran, dann das Kommando „Feuer“, und ein gut gezieltes Schützenfeuer wurde eröffnet. Ich kann wohl behaupten, daß jeder Schuß sein Opfer fand. Der Feind kam ins Stoden und warf sich hin. Jetzt, da unsere Stellung verraten war, wurden wir in mächtiges Feuer genommen. Da plötzlich lösten sich etwa 80 Gestalten von dem Feinde los, mit erhobenem Gewehr, Hurra und Gnade rufend, kommen sie auf unsere Stellung gelaufen. Es sind überläufer, und wir stellen das Feuer ein. Doch kaum sind sie hinter unserem Schützengraben, da fangen sie auf uns an zu feuern. Deutsches Vertrauen ist auf gemeine Art mißbraucht worden. Ganz allein sind wir auf uns angewiesen und liegen zwischen zwei Feuern. Unser Führer verliert die Ruhe nicht. Die Hälfte von uns, die wir noch am Leben sind, machen febrt und feuern auf die Hallunken hin-

ter uns. Auch mit dem Bajonett wird der Angriff abgeschlagen. Einer nach dem anderen der Feinde bricht zusammen, wir bekommen Luft. Wirklich werden wir auch von den Kameraden, die hinter uns in den Schützengraben liegen, unterstützt; von denen, die uns so aus der Stellung treiben wollten, läuft nur noch einer zurück. Er entkam. Der Angriff war juristisch abgeschlagen. Hinter und vor uns ein Wall von Leichen der Feinde, die uns auf solche Art überfallen haben. In unserer Stellung hat diese Nacht wohl keiner ein Auge zugehtan.

Gegen 4 Uhr früh fing das Feuer der feindlichen Geschütze wieder an, unsere vorgeschobene Stellung war entbedt, und dicht vor und hinter uns schlugen die Granaten ein. Gegen 6 Uhr früh erfolgte der erste Sturmangriff der feindlichen Infanterie, immer neue Kolonnen werden eingeseht, und die Zahl der Feinde ist gar nicht zu übersehen. Von Pulver geschwärzt, das glühende Gewehr fest in der Hand und von Erde, welche die Granaten aufgeworfen, bald vollständig eingeschüttet, erwarten wir den Feind. Langsam, nicht wie die Preußen im Sturmschritt, geht er vor. Unsere Gewehre schweigen vorläufig. Da ein Kommando: Visier 400 Meter, Schützenfeuer. Jetzt wird es bei uns lebendig. Fest das Gewehr in die Schulter eingedrückt, fällt Schuß auf Schuß. Das Vorgehen der Feinde kommt ins Stocken, sie gehen zurück. Viermal wird der Angriff erneuert und viermal zurückgeschlagen.

Der Kampf wogt nun ununterbrochen weiter. Da sehen wir beim letzten Angriff, daß der Feind sich nicht mehr halten läßt. Beim letzten Angriff geht er ohne Zögern weiter vor, auch in den Stellungen hinter uns fällt kein Schuß mehr, und unsere Artillerie schweigt. Was ist los? Richtig, es ist der 9., mittags 2 Uhr. Unsere Kameraden hinter uns haben ihre Stellungen schon geräumt. Wir müssen den Befehl des Rückzuges überhört haben. Nun wird es auch für uns die höchste Zeit, die Stellung zu verlassen. „Drei Freiwillige zu mir“, ruft unser Führer, und jeder, der rufen kann, meldet sich. Unser Hauptmann muß sich die Freiwilligen aussuchen. Ich bin unter den Gewählten. Jetzt die anderen Laufschritt marsch, marsch nach dem schäumenden Waldbrand, der 500 Meter hinter uns liegt. Die Küssen bis auf etwa 150 Meter vor uns. Nun wir zurück. Im Laufschritt geht es zum Walde. Granaten plagen, die Maschinengewehre knattern ununterbrochen, aber wir kommen alle glücklich in den Wald. Doch dort ist der Feind, also schon abgeknitten. „Hinlegen!“ ruft der Hauptmann, und wir feuern. Neun Feinde fallen, die anderen machen kehrt und wagen nicht, uns zu Gefangenen zu machen. Der Waldbrand ist nicht breit, bloß etwa 400 Meter; wir laufen weiter zurück und kommen auf der anderen Seite des Waldes heraus. Unser Hauptmann drängt zum Weitergehen, die Küssen sind hinter uns. Sie feuern, find aber zu feige, um aus dem Wald zu kommen. Ein letzter Blick auf meine toten Kameraden, und es geht weiter. Beim Laufen verführe ich rasende Schmerzen im linken Oberschenkel, doch die Zähne zusammengebissen, es muß gehen, nur nicht den Küssen in die Hände fallen. Unsere Truppen sind schon drei Kilometer weiter und wir ganz allein. Die feindlichen Geschütze feuern ununterbrochen, und vor und hinter uns schlagen noch die Granaten ein, aber keine trifft. Wir kommen an einem alleinstehenden brennenden Haus vorbei, die Kote-Kreuz-Flagge ist noch zu erkennen; wir hören ein Stöhnen und Jammern und laufen hin. Dicht vor unseren Augen bricht das Gebäude zusammen. Endlich erreichen wir einen Waldbrand, dort sammelt sich das Landwehregiment 51. Wir kommen als letzte an. Unser Regimentskommandeur formiert neu, und es werden aus dem Regiment zwei Kompagnien gemacht. „Setzt die Gewehre zu-

ammen und hinlegen“, so ertönt das Kommando. Ich greife in den Brotbeutel, doch was ist los? Meine Fleischbüchse ist bald ausgelassen. Ich sehe nach; ein Granatplitter war durch den Brotbeutel und durch die Fleischbüchse gegangen und in der Uniform stecken geblieben. Hätte ich die Portion gegessen, wäre meine linke Hüfte schwer und ich in die Hände der Russen gefallen....

*

Ein Feldpostbrief aus Polen schildert in anschaulicher Weise die Erlebnisse einer Patrouille folgendermaßen:

Es war am 24. November 1914, abends 6 Uhr, dunkel. Ich hatte eben die Wachen, d. h. die Leute, die in ihren Erdlöchern wachbleiben mußten, revidiert und hatte noch überall, auf Befehl des Hauptmannes, die Seitengewehre zur allgemeinen Sicherheit aufpflanzen lassen, denn auf plötzliche nächtliche Angriffe mußte man bei den Küssen stets gefaßt sein. Ich glaubte nun, endlich Ruhe zu haben, machte mir mein Lager (Tornister unter dem Kopf, Mantel angezogen, Zelt umgelegt) zurecht und verlorste zu schlafen, während über uns unsere schwere Artillerie anbauern L beschöß. Eine Batterie schwere Geschütze war nämlich nur wenige hundert Meter gedeckt hinter uns aufgestellt. Ich war auch schon eingeschlafen, als gegen 9 Uhr einer der Wachtleute in mein Erdloch rief: „Unteroffizier B. zum Herrn Hauptmann!“ Der Hauptmann erklärte mir: „Ich habe Befehl, festzustellen, ob die Brüde über den... von feindlichen Posten besetzt ist. Nehmen Sie sich zwei Mann mit, und gehen Sie mit Gott.“

Wo die Brüde sein sollte, wußte er selber nicht. Ich ging die Erdlöcher entlang und verlangte Freiwillige zur Patrouille. Schließlich hatte ich zwei ältere Leute gefunden. Die anderen schliefen so fest, daß ich Mitleid mit den jungen Burschen hatte. Die Tornister wurden mitgenommen, die Seitengewehre wieder in die Scheide gesteckt. Den beiden Leuten schärfte ich noch ganz besonders ein: „Leise, leise, kein lautes Sprechen, nur Flüstern, wenn etwas zu melden ist; Trinkbecher in den Brotbeutel wegen des Blühens und Klapperns, keine Taschenlampe anzünden. Helm ans Seitengewehr befestigt, Mütze auf den Kopf, damit uns eventuell russische Patrouillen für Küssen halten können. Nun kann's losgehen.“ Rüber über die Erdlöcher, die zirka 300 bis 400 Meter bis ans Ufer des Flusses reichten, der abwechselnd vier bis acht Meter breit und schon mit schwachem Eise bedeckt war, auf das man sich aber noch nicht trauen konnte. Nach jedem zehnten Schritt wird angehalten und gelauscht. Wir gehen nur drei bis vier Meter voneinander getrennt, einmal, um bei der Dunkelheit die Verbindung nicht zu verlieren, und dann, um uns schnell und leise verfländigen zu können. Sobald eine Granate in die russischen Stellungen an anderen Ufer des Flusses — denn die Stellungen wurden auch nachts von unserer Artillerie beschossen — kreperte, warfen wir uns sofort hin, wegen des Lichtscheinens beim Plagen. So kamen wir bis ans Ufer, das auf beiden Seiten mit Gestrüpp und Büschen bewachsen war. Jetzt ging es runter bis dicht an den Fluß, denn es galt ja, die Brüde, beziehungsweise den Übergang zu finden. Wir waren uns der Gefahr wohl bewußt, denn es konnten sich auf dem anderen Ufer in den Büschen, von uns ungesehen, Küssen eingenistet haben und auf uns loschießen. Aber das war nicht der Fall. Wir gingen am Ufer weiter, als wir Schritte hörten, also Halt und Hinlegen. Es freut mich noch heute, daß wir uns so lautlos verhielten, daß die drei Leute, trotzdem sie nur drei Schritt an uns vorbeingingen, uns nicht bemerkten. Als sie vorbei waren, und ich bei der Dunkelheit nicht erkennen konnte, ob Freund oder Feind, rief ich sie kurzerhand, die Hand

am Seitengewehr, an. Es war eine von unseren Patrouillen. Sie hatten nichts Verdächtiges beobachtet, eine Brücke aber nicht gesehen. Wir gingen also noch zehn Minuten den Fluß entlang, als wir endlich einen kleinen Steg, zwei Bretter entdeckten, die über den Fluß, der dort nur vier Meter breit war, führten. Wir prüfsten uns langsam heran, lugten noch genau aus und dann gingen wir einzeln, ich als erster, hinüber. Die Brücke war nicht besetzt. Weiter zu gehen, lag kein Anlaß vor, denn der Befehl war ausgeführt, und so gingen wir wieder, diesmal querselbend, aber mit denselben Vorsichtsmahregeln, „nach Hause“. Dort gab ich meine Meldung ab und legte mich wieder in mein Erdbloch.

Doch die Ruhe sollte nicht lange dauern. Nach einer halben Stunde schon wieder hieß es: „Herr Unteroffizier zum Herrn Hauptmann!“ Schnell noch einen Schluß aus der Feldflanke, aber daraus wurde nichts, denn das bisherige Kaffee war ganz eingetroren. „Der Herr Major will wissen, ob die Stellung auf dem anderen Ufer des R., von wo wir im Laufe des gestrigen Tages so stark besetzt wurden, noch von den Russen besetzt ist. Gehen Sie also über die Brücke hinüber, und bringen Sie mir sobald als möglich Bescheid. Hoffentlich kommen Sie gesund wieder.“ Ich suchte wieder zwei Leute, die ich diesmal schneller bekam. Einen alten Mann und einen Kriegsfreiwilligen. Instruktionen wurden erteilt, und nun ging's quer übers Feld in die Gegend, wo die Brücke war. Wir suchten und suchten, aber eine Brücke, die ich doch noch vor einer Stunde selbst überschritten hatte, war nicht aufzufinden. Die Russen waren also inzwischen bei der Arbeit gewesen und hatten sichtlich die Bretter auf ihr Ufer gezogen. Wir gingen daher wieder zurück, mit der Meldung, die Brücke existiere nicht mehr, und ein Übergang nicht möglich. Aber, da kam ich schlecht an. Ich muß dem Herrn Major unter allen Umständen den Bescheid erteilen. Sie müssen unbedingt rüber über den Fluß, wie Sie das machen, ist Ihre Sache. Die Meldung ist sehr wichtig, ich weiß sehr wohl, daß die Sache nicht einfach ist, aber es nußt nichts, Sie müssen nochmals zurück, der Herr Major muß die Meldung haben.“ Nochmals zurück mit denselben zwei Leuten, den Fluß von vorn an abgesehen, ob nicht irgendwo Bretter usw. zu sehen sind, die man zum Übergang benutzen könnte. Schon bei den ersten beiden Gängen schlugen oft Flintentugeln neben uns ein. Diesmal war's noch ärger, es war zwar nur ein planloses Schießen ohne Zielen. Wir gehen etwa 500 Meter am Ufer lang, als leider der Freiwillige einen Schuß rechts in die Schulter erhält. Weiter konnte er nicht mehr, wir verbanden ihn schnell, gefährlich war's nicht weiter, und ich schickte ihn zurück.

Wir beide zogen weiter und entdeckten endlich zu unserem Glück zwei Leitern, die vom gegenüberliegenden Ufer im Wasser pendelten. Der alte Mann warf sich platt auf den Boden, ich hielt ihn fest, und mit Mühe und Not konnte er die beiden Leitern fassen, die knapp beide Ufer miteinander verbanden. Nun auf allen Vieren hinüber, das Gewehr auf dem Rücken. Drüben hingelegt und erst mal sorgfältig gespäht und gelauscht. Die Stellung schien nicht besetzt, aber mit der Meldung konnte ich nicht kommen, denn entweder

ist die Stellung besetzt, oder sie ist es nicht. Nun mit doppelter Vorsicht und noch langamer weiter als bisher, denn wir mußten damit rechnen, daß die Kerls uns womöglich vorbeilaufen wollten, um uns dann einfach gleich in ihre Hauptstellung einrücken zu lassen. Wir kamen schließlich an eine Erhöhung. Wie ich richtig vermutete, war es ein Schützengraben. Also hinaufgetrocknet und hineingekriecht. Es war niemand drin, — also hinein in den Graben! Wir stolperten über, etwas, es war ein Ruffe, der von einem Särapnell getötet war. Wir gingen jetzt vorsichtiger und konnten so die Leiden wenigstens überschreiten. Aus dem Schützengraben hören wir das Geräusch einer Mühle und sehen eine dunkle Masse, ein Haus, vor uns. Da ja allem Anschein nach die Stellung von den Russen geräumt war, gingen wir hinein und entdeckten eine Wassermühle. Etwa 100 Sack Mehl und zirka 50 Sack Roggen waren drin. Wir gehen alle Zimmer, alle Mühlenräume durch, Ekbares nicht vorhanden, alles drunter und drüber, auf dem Hofe lag ein toter Ruffe. Auf dem Heuboden hörten wir ein Wimmern und entdeckten mit der Taschenlampe einen verwundeten Russen. Wir gaben ihm Brot aus dem vollen Rucksack seines toten Kameraden vom Hof. Aus dem Verhör, das ich nun mit ihm anstellte — denn er und ich radebredten polnisch —, erfuhr ich die Bestätigung, daß vor zwei Stunden die Russen sich zurückgezogen hätten, in der Mühle habe ein Bataillonsstab sein Quartier gehabt.

Also wieder denselben Weg zurück. — „Gott sei Dank, daß Sie da sind, ich glaube schon gar nicht mehr, daß Sie kommen werden, und wollte schon zum Herrn Major schiden, daß die Patrouille nicht zurückkehrt, die Stellung also wohl besetzt sei. Was haben Sie also ausgerichtet?“ Er war sehr beglückt, daß er etwas Bestimmtes melden konnte. Anstatt mich nun schlafen zu schiden, bittet er mich, einen Hauptmann, der auch auf dem Wege zum Major war, mit hin zu begleiten und gleichzeitig die Meldung auszurichten. Also, den Graben entlang zehn Minuten, mitten durch Wasser und Kot, eine Bahre mit einem Toten wird umgangen. Wir werden ziemlich stark beschossen und langen endlich bei der Scheune, in der der Major haust, nachts 2 Uhr an. „Kommen Sie schnell rein und geben Sie vom Eingang weg, denn eben erst kamen ein paar blaue Bohnen rein, was haben Sie, und von wem kommen Sie?“ Ich erstatte meine Meldung. Nun wieder zurück, aber noch immer keine Ruhe. „Gehen Sie nun zum Herrn Oberst und sagen Sie ihm, daß eine Brücke über den Fluß nicht existiert.“ Wieder mit zwei Mann am Walde lang in 20 Minuten zum Gutshof, wo der Herr Oberst lagert. Mit Mühe und Not bekommen wir zu erfahren, in welchem Zimmer er liegt, und klopfen an. „Wer ist da?“ „Meldung von Herrn Hauptmann S., die Brücke wäre vor zwei Stunden zerstört.“ „Sagen Sie dem Herrn Hauptmann, daß die Brücke gesprengt ist, ist mir bereits bekannt.“ Nun in die Stube zu den Befehlsempfängern, wo Licht war, es war der Küchenraum. Alles schief fest, und hier habe ich mich inzwischen einmal selbst belohnt und mir die nicht allzu färglichen Überreste einer Mahlzeit der schlafenden Kameraden trefflich munden lassen. Dann kam auch ich zur Ruhe.

Hinter der Front der Verbündeten.

Sehr traurig sah es naturgemäß auch in den von den deutschen und österr.-ungar. Truppen besetzten polnischen Gebieten aus. Die

Russen hatten auf ihrem Rückzug alles verwüstet, die Dörfer und Gehöfte waren in Brand geschossen und die Bewohner, wenn sie nicht ge-

flüchtet waren, irrten hungernd durch die Trümmer. Selbst in den größeren Städten sah es übel aus. So schildert ein Berichterstatter Czenstochau in den Septembertagen 1914 folgendermaßen:

Czenstochau könnte eine schöne Stadt sein, wenn sie nicht unter russischer Verwaltung gestanden hätte. Die russische Landstraße war schlecht gewesen, aber das Pflaster der Kreisstadt ist mörderisch. Schwere Tage liegen hinter der Stadt. Über Hals und Kopf hatte die zwei Regimenter starke russische Garnison Czenstochau verlassen und war geflüchtet. Und mit ihr zogen eifertig die russischen Behörden, die Polizei samt den politischen Gefangenen, die Verwaltung der Staatsbank, kurz alle mit der Regierung in Verbindung stehenden Organe, ostwärts. Zum Zerstören blieb ihnen glücklicherweise wenig Zeit, selbst der Anschlag auf den Wasserturm mißlang. Jedoch hatte der Polizeimeister vor seiner Abreise noch alle Sträflinge in Freiheit gesetzt und auf die Bewohnerschaft losgelassen. Zum Glück folgten die verbündeten Truppen den fliehenden Russen auf dem Fuß und schufen rasch Ordnung. Da die Russen alle — auch die privaten — Bankguthaben mitgenommen hatten und die Arbeiterbevölkerung infolge der Unmöglichkeit, Löhne auszuzahlen, vor die Fabriken und Werke zog und zu revolutionär drohte, wurden mit Hilfe der Privat-

banken Gutscheine ausgegeben; der deutsche Kommandant schaffte schnell Ordnung. Nicht nur die starke deutsche Kolonie, auch die polnische Bevölkerung atmete auf.

Dennoch kam es auf Jasna Gora, dem Wallfahrtsberge, zu einem verbrecherischen Zwischenfall. Mehrere Tote und zahlreiche Verwundete wurden seine Opfer. Die Stadt aber büßte mit 20.000 Rubel Kontribution den Wahnsinn einiger Heißsporne. Erst seit kurzer Zeit wieder ist es den Soldaten erlaubt, sich in den Straßen ohne Gewehr sehen zu lassen. Wochen guten Verhaltens der Einwohner haben die Erinnerung an den blutigen Tag einigermaßen verwischt. Doch auch heute noch — nach den offenkundigen Beweisen deutscher Lauterkeit — sind weite Eingeborenentriebe in Mißtrauen befangen. Die Soldaten klagten lange Zeit, daß ihnen selbst auf polnische Fragen oft keine Antwort wird. Jetzt gehen Verkehr und Handel nach Möglichkeit wieder ihren alten Gang. Der deutsche Kommandant hält seine starke Hand darüber. In den Hauptstraßen, in denen die deutschen Soldaten in dichten Scharen auf und ab fluten, promenieren elegante Polinnen und tollt, unbekümmert um den Ernst der Zeit, die Jugend.

Von vielen Gebäuden flattert die deutsche Fahne. Schwer dröhnen die Marschschritte der Bataillone. Es ist ein ewiges Kommen und



Blick auf Czenstochau, in dessen Nähe wiederholt heftige Kämpfe stattfanden.

Gehen. Denn mit ganzer Kraft geht es dem Feinde entgegen.

Dem Feinde entgegen! In dem düsteren Wald östlich von Czestochau haben deutsche Partouillen im Gebüsch verborgen tote Kameraden entdeckt. Sie waren nach aller Ansichten nicht im ehrlichen Kampfe gefallen, sondern feig ermordet worden. Ob versprengte Kosaken oder verbündete Einheimische die Tat vollbrachten? Niemand vermag es zu sagen.

Langsam holpert der Wagen durch die Nacht. Die Scheinwerfer überfluten den Weg mit grellem Licht. Da — wenige Meter voraus — bewegt sich etwas; wie aus der Erde getampft tauchen urplöthliche deutsche Truppen auf. In der Tat! Die feldgraue Uniform schützt die Unseren wie eine Tarnkappe. In den ewigen Nebelschleiern des russischen Waldes macht sie das Auf- und Niedertreten der Gestalten zum Zauberpfuf. In endloser Folge ziehen sie vorbei. Alle Waffengattungen und ganze Züge von Bagage. In den Feldküchen knistert rote Glut, und behaglich lehnt sich die Begleitmannschaft an die warmen Kessel. Rau und unfreundlich sind die russischen Herbstnächte.

Kleine polnische Siedlungen ziehen vorbei: die ärmlichen Hütten ducken sich zu Boden, als ob sie niemand sehen solle. Tot und ausgestorben erscheint das Land, das noch vor Monaten — mitten im Frieden — unter der furchtbarsten Banditenplage litt. Unausrottbar schien das Gesindel, das am helllichten Tag vor Mord und Raub nicht zurückschreckte und seine Streifzüge sogar bis in das preussische Oberschlesien ausdehnte. Ich erinnere mich, daß vor Jahren nach Bendzin, das ebenso wie Czestochau gleich in den ersten Kriegstagen von den deutschen Truppen besetzt wurde, ein neuer Gouverneur kam. Er war mit besonderen Vollmachten ausgestattet und hatte den gemeinen Auftrag, das Räuberunwesen zu bekämpfen. Der Mann hatte sicher den besten Willen. Er ging scharf ins Zeug und ließ alle Verbrecher, deren er habhaft werden konnte, aufhängen oder erschießen. Aber die Plage verminderte sich nicht. Und des Räufels Lösung ist nicht schwer. Der ehrliche Wille allein genügt nicht, wenn die Polizeiorgane — hohe und niedere — mit den Banditen unter einer Dede stecken.

Das russisch-polnische Polizeiwesen war typisch für den gesamten verrotteten Verwaltungsapparat. So ein armfeliger Polizist bekam nach deutschem Gelde etwa 20 Mark Monatslohn. Alles übrige floß prozentual in die Taschen der Vorgesetzten. Der Mann mußte auf Nebenverdienst ausgehen. Und er nahm ihn, wo er ihn fand. Von den Banditen seines Dienstbezirkes erhielt er einen bestimmten Anteil an der Beute. Dafür drückte er beide Augen

zu, kam immer zu spät, wenn ein Verbrechen passierte, warnte rechtzeitig, wenn ein Schlag gegen das Banditentum geführt werden sollte. Und wollte einmal ein Polizist ehrlich seiner Pflicht genügen, fand man ihn nur zu bald mit einer Kugel im Herzen auf.

Ein anderer Besucher Russisch-Polens erzählt Anfang Dezember 1914:

Wir fuhrten gestern nach Czestochau, der Stadt des berühmten Muttergottesbildes. An dem trüben und kalten Dezembertag wurde, bot die melancholische Landschaft mit der dürftigen Kiefernhede auch bescheidenen Ansprüchen nur geringen Reiz. Die lehmige Straße zog sich wie ein schmutziges Band den Walbrand entlang. Unendliche Kolonnen Bauernwagen mit pustenden Pferden im langen Winterhaar zogen den Weg entlang. Auch sie strebten der russischen Grenze zu. Bei der Station Habz wurde diese von uns überschritten und unvermittelt nahm die Landschaft einen ganz anderen Charakter an. Die wohlgepflegten und für die Winterfaat sorgsam bestellten Felder wandelten sich in das Heidefeld und an die Stelle der freundlichen und blinkenden Ortschaften treten düstere und verwahrloste Holzhäuser mit blinden Scheiben und Verfalleneheit in Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Ein Hauch von Trostlosigkeit liegt über diesen russisch-polnischen Dörfern und die Hinquartierung, die man überall sah, wird sich hier kaum größere Luxusbedürfnisse angewöhnt haben.

Denselben Eindruck wie die Wohnstätten für Mensch und Tier machte auch die Bevölkerung. In einem dieser kleinen trübseligen Nester hatte unser Zug einen jener langgedehnten Aufenthalte, an die sich der Mensch hier wie an manches andere gewöhnen muß. Im Augenblick hatte sich die jugendliche Bevölkerung des kleinen Ortes — man zählte nur wenige Häuschen — angeammelt und begann einen schwunghaften Handel mit Ansichtskarten. Lieber Himmel, was verkörperte sich hier für eine Summe des Glends in dieser Kinderfah. Diese drei- und vierjährigen Kinder mit nackten Beinchen auf dem gefrorenen Lehmboden von einem Fuß auf den anderen hüpfen zu sehen und dabei zu bemerken, daß sie überhaupt in der dürftigsten Weise bekleidet sind, das ist doch etwas, was der Neuling wenigstens immer noch schmerzlich berührt. Auch die Mütter ließen erkennen, daß sie auf den Glanz äußerer Erscheinung nicht den geringsten Wert legten. Aber sie waren zutraulich, diese kleinen und kleinsten Polen; sie fürchteten sich in keiner Weise vor den Hünengestalten der Landwehrlente, die mit uns denselben Zug benutzten und mit den

Kleinen ihren Spaß trieben und scherzten. Ein richtiges Manöverbild.

Da plötzlich in weiter Ferne ein dumpf verhallender Donnerschlag, der Hall des ersten Kanonenschusses, den wir in diesem Kriege vernahmen. War es ein russischer, wie es ein deutscher? Verflogen war die Manöveridylle. Wenige Meilen von hier wird blutig gekämpft. Bei diesem Gedanken wird jeder ernst. Man lauscht auf die ferneren grollenden Schläge.

Czenstochau ist eine Stadt von dem eigentümlichsten Gepräge. Mächtige und breite Straßen durchziehen den Ort. Er ist mit schwedischer Weitläufigkeit gebaut, nette Geschäftsläden überall.

Ein unendlich langer Militärzug führte uns schließlich wieder in später Abendstunde nach einem Landstädtchen zurück, wo man allmählich schon einiges Heimatgefühl gewinnt. Wirklich war denn auch heute ein Tag, an dem man an die kommenden Winterleiden gar nicht denken mag. Sonnenschein wie im März und ein Himmel, der lachte, wie im Frühling. Wir wollten dem Flugplatz der nächsten Fliegerabteilung einen Besuch abstatten. Von den Einrichtungen dieser jüngsten Waffe ist ja nichts zu sagen, wohl aber von dem herrlichen Geist, der alle Mitglieder beseelt. Ein wackerer Reitermann kann sein braves Ross nicht mit größerer Fürtlichkeit behandeln als diese harten, sturmerprobten Männer ihre doch leblosen Maschinen. Sie haben Schmeichelnamen. Es sind auch Verwundete unter den Flugzeugen. Jedes russische Gewehrgehösch, das zufällig gefessen hat, ist mit Datum und schwarzweißem Pflaster versehen, eine Ehrung, die etwas wirklich Rührendes hat. Die Fahrten, die das Flugzeug im Kriege bereits zurückgelegt hat, sind kartographisch auf dem Flugkörper eingezeichnet und werden mit Stolz betrachtet und gezeigt.

Und wenn jemand wissen will, was Ordnung und Genauigkeit bedeuten, dem muß es vergönnt sein, einmal einen Blick in die Kraftwagenkolonne zu werfen, die eine Flugzeugabteilung begleitet. Bisher hat man geglaubt, daß auf unseren Torpedoboote die allergrößte Raumaussnutzung besteht, schließlich aber herrscht auf den Torpedoboote noch Raumbergeudung gegen die Anordnung auf diesen Kraftwagen. Und doch herrscht eine so glückselige Zufriedenheit und eine solche Lust zu harmlosem Akt unter diesen wagemutigen Männern, von denen keiner weiß, ob er den nächsten Tag noch sehen wird.

Ein ergreifendes Stimmungsbild, das das ganze Elend in dem von der Kriegsnot so schwer heimgefügten Polen mit düsteren Farben malt,

entrollt Concerto Pettinato, ein italienischer Kriegsberichterfasser, in einem aus Białecznio vor Warschau datierten Briefe:

Das schmußtarrende Gelände breitet sich in wellenförmigen Linien vor unermem Blick aus. Plötzlich, bei einer Biegung des Weges, in der Höhle eines bogenförmigen Tälchens, grüne Reflexe einer Vegetation und dazwischen der graue Farbentlecks eines Dörfchens, das wie eine vorgezeichnete menschliche Niederlassung anmutet. Laufgräben reihen sich an Laufgräben, wuchtig und massiv wie Kajematten. Vermutlich hatten die Russen sie aufgeworfen, um dem Feind die Straße nach Białecznio zu verlegen. An einem Ende des Dörfchens drängt sich ein Haufe Bauern beiderlei Geschlechts um zwei mit altem Holzgerümpel beladene Handarren; sie leben aus wie Troglodyten, die dabei sind, einen Umzug in einen neuen Höhlenbau zu bewerkstelligen. Sie sind damit beschäftigt, sich wieder in den Besitz der Fenster und Türen zu setzen, die die Soldaten, die vor ein paar Tagen wie ein Wirbelwind ins Dorf stürmten, aus den Häusern entführten, um sie als Dächer und Deckungen in ihren Erdhöhlen zu verwerten. Die rechtmäßigen Eigentümer dieser Dinge hanterten herum mit Bewegungen, die an das Treiben mit einer Ausgrabung beschäftigter Archäologen gemahnen. Halb verärgert, halb gerührt erkennt die eine der Frauen ihren Fenstervorhang wieder, die andere eine Matratze. „Da schau einmal, Taddäus, wohin sie unseren Waldstrog verschleppt haben!“ — „Mein armes Tischchen! Es sind Teufel, ich sag's ja, Teufel!“ — „Nun das wohl eine Art, mit einem Badtrug umzugehen?“ — „Nein, wahrhaftig; die Frau hat recht. Aber für den kriegführenden Soldaten ist das Wesen der Dinge nicht mehr dasselbe, das es in den Augen des gewöhnlichen Sterblichen darstellt. Die Phantasie des Kriegers gleicht der des spielenden Kindes. Es erkennt in jedem Gegenstand verborgene Werte, an die noch kein Mensch vorher gedacht hat. Der Staketenzaun eines Gartens ist das beste Material für eine Decke, und Türflügel sind geborene Bettstellen, während Matratzen sich in der Rolle von Wänden prächtig bewähren. Steigt man aus den Gräben heraus, so sieht man bald von ihnen nichts mehr. Der Wald verdeckt sie sofort; der Wald, der sich endlos bis zum Horizont zu dehnen scheint, als wenn er auf der Wandererschaft wäre. Mit vollkommenem Herzen lücht der Mensch in dieser düsteren Einöde seinen Weg. Wöhllich der schwelende Rauch eines Feuers, eine Falttür, die den Weg zum Tode weist. Furchtbar! Es regnet, was vom Himmel herunter tann. Der Wind jagt den schwelenden Rauch über das öde Feld. Zwischen zwei Zwillingstannen ein Grabhügel, den zwei zum Kreuze gestaltete Holzstüde überragen. Eine mit blauer Tinte geschriebene Aufschrift befehrt den Wanderer, daß hier ein deutscher kriegsfreiwilliger Artillerieunteroffizier den Helmboden gefunden hat und zu ewigem Schlaf gebettet wurde. Auf der anderen Seite zwei weitere Kreuze, groß, ungelent und rot überstrichen. Alles in schönster Ordnung; gemessenhaft und sauber gemacht. Ein Ton stolzer Feierlichkeit liegt über dem Ganzen.

Auf einer windigen, rohen Straße trete ich aus dem pfaublauen Nachtschatten des Waldes wieder auf die Ebene hinaus. Die Straße ist von den Rädern schwerer Fuhrwerke zerrissen. Die ersten Spuren des Feindes. Gespannt folge ich den Wagenfurchen, ohne mehr die Kälte und den Wind zu fühlen. Ein grauschimmerndes Flöschchen taucht auf; die Flora. Die Brüste, die sich früher darüber spannte, liegt in drei Stüden. Bis unmittelbar vor die Tore Warschaws ist auch nicht mehr eine einzige unbeschädigte Brüste zu finden. Außerhalb des Gehölzes rauchgeschwärzte, elende

Hütten, deren Fensterrahmen mit Matten ausgestopft sind. Ein Fußsteig, der zur Umfriedung des Kirchhofs führt. Wie gut haben es doch diese Toten, die wie verächtelste Sonntagskinder friedlich in ihren Holzjahren schlafen, unter der sorgsam behauenen Steinplatte und der Dede immergrünen Efeus! Wie gut haben sie es im Vergleich zu den Lebenden, die aus ihren geplünderten und zertrümmerten Hütten geflüchtet sind. Kein Zweifel, hier waren die Russen auf der Suche nach Ausrüstungsmaterial für ihre Schützengräben. Die flassenden Brechen in den Mauern, die zerrissenen Vorhänge und das zerfallene armselige Hausgerät reden eine nur zu deutliche Sprache. Ode und Schweigen überall. — Wieder beginnen die Felder. In dem moarstigen Boden Spuren von Menschen und Tieren, dichtgedrängt, schwer und eindrucksvoll wie der wichtige Tritt eines Volkes. Wohin das Auge blickt, stößt es auf diese dem Boden eingezzeichneten Spuren. Von allen Seiten kriechen sie heran, auf allen Straßen prägen sie ihre Runenzüge. Das war kein Strom von Menschen mehr, der hier seinen Weg genommen hatte, das war ein Meer. Und es schwillt immer mehr an. Von einem Fußsteig zum andern, von Dorf zu Dorf, über Wiesen, Felder und Wälder ergießt sich dieses Meer von Spuren, Kilometer auf Kilometer. Ewig und immer der gleiche Ausblick, ohne eine Unterbrechung des Einerleis, ohne ein Unterscheidungszeichen.

Und ganz Polen, von den Karpathen bis zur Ostsee, sieht so aus: Ein großes monotonen Gelände, das das Schicksal zum Schlachtfeld bestimmte, ein Gelände, ohne eine andere Abwechslung als diesen ewigen Wechsel zwischen Wald und Feld, zwischen Grün und Gelb, einem Grün, das fast schwarz ist, und einem Gelb, das ins Weiße hinüberspielt. Rängs eines Fußweges, der sich wie ein Riese dehnt und streckt, laufen die aufgerissenen Schienen der nach Gruzje führenden Bahnstrecke. Von Wajecno sieht man nichts mehr. Ich gehe auf gut Glück weiter, ohne an den Rückweg zu denken. Plötzlich trifft mich der Blick eines Raben, der von einem Baume höhnisch auf mich sieht. Breit und prächtig trägt er von oben herunter, mit vorgestrecktem Schnabel begehrlieh nach unten schielend...

Quer durch Rußland während des Krieges.

Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der Krieg auf Rußland selbst, dieses riesige Reich, wirkte. Eine deutsche Dame, die vom Kriegsausbruch in der südlichen Krim überrascht wurde, hat das „heilige, schweigende Rußland“ während des Krieges durchquert und schildert ihre Eindrücke folgendermaßen:

Die Mobilisation war in der Krim in aller Ruhe vor sich gegangen, hauptsächlich wohl infolge des gleichzeitig erlassenen Alkoholverbotes. Auch der Kriegsanfang brachte nichts Besorgniserregendes, und ich versuchte zunächst zu bleiben. Bald aber begannen die Hezereien und zeitigten auch dort ihre üblen Folgen. Das russische Landvolk bewachte zwar auch jetzt noch seine charakteristische Gutmütigkeit, durch die es sich von dem Böbel der Großstädte so angenehm unterscheidet. Hörte ich doch einen schlächten, bäuerlichen Hausnecht entrüftet sagen: „Das sollen wir glauben, daß die Deutschen Kinder ausspicken und die alten Leute ans Hofstorn nageln! Das tut doch kein Christenmensch, das schreibt man doch nur, um uns aufzuhetzen.“ Gerade die sogenannte „Intelligenz“ war es, von der die erste Pöbelelei ausging. In Jalta haben Studenten den ansässigen Deutschen Türen und Fenster demoliert. Aller Orten wurden bald Manifestationen veranstaltet, nicht in letzter Linie von den Juden. Ein Zarenbild an der Spitze,

ohne das in Rußland überhaupt keine Menschenansammlung gestattet ist, zogen sie in Prozessionen durch ihre Stadt vor das Governementsgebäude, um in einer untertänigen Adresse ihrer treuen monarchischen Gesinnung und patriotischen Begeisterung Ausdruck zu geben. Täglich veröffentlichten die Zeitungen Listen von jüdischen Gebern, die dem Staate namhafte Summen für Kriegszwecke zur Verfügung stellten. Ebenso besann sich der Emir von Buchara, der wie alle Jahre zur Herbstzeit nach Jalta gekommen war, auf seine russische Abhängigkeit; und wie er alljährlich seinen pflichtschuldigen Tribut in Form irgenb einer wohlthätigen Stiftung erlegt, so zeichnete er auch jetzt sofort einen riesigen Betrag für das Rote Kreuz und gleich darauf dieselbe hohe Summe für den Krieg. Aber die wenigen Bucharen, die man in ihren langen orientalischen Gewändern durch die zypressenbesetzten, schmalen Straßen gleiten sah — auf geräuschlosen Sohlen, wie Phantasiengebilde —, vermochten den verlassenem Kurort auch nicht wieder zu beleben. Nachdem die ersten jubelnden Nachrichten vom Fall Polens und der Besiegung Stettins kleinlaut und zögernd widerrufen worden waren, hatte man sich auf eine längere Dauer des Krieges gesetzt gemacht und den Vergnügungsort verlassen. Auch die Einheimischen wären am liebsten auf und davon gezogen. Die Unruhe stieg aufs höchste, als die türkische Mobilisationsorder kam. Da tauchten die fabelhaftesten Gerüchte von ungeheuren Massenaufgeboten auf und wurden geäußert.

Können die Türken auch nicht gewaltige Mengen ausrüsten, so sind sie doch weit tüchtiger, als man in Westeuropa in letzter Zeit geringschätzig anzunehmen geneigt war. Ich lernte sie als Händler kennen, als Handwerker, sah sie in den Steinbrüchen arbeiten, beim Wegebau. An Fleiß und Zuverlässigkeit und auch Kultur des Benehmens stehen sie himmelhoch über den Russen. Einen Teil der Eisenrufenen sah ich daonfahren, mit ihren lustig klingelnden Gespinnen; die Pferde mit blauen Perthschändern aufgeputzt und gegen den bösen Blick gesegnet, die jungen, kräftigen Menschen in bunten malerischen Lumpen auf den Wagen hockend, den Fes fest auf dem Kopf, in strahlender Fröhlichkeit. Ein Bild, das mit Vertrauen und Zuversicht erfüllte. Die russische Regierung verlor, mit prahlischer Überlegenheit die Gemüter zu beunruhigen. Man stellte — um ein übriges zu tun — eine Batterie auf den Ai Petri, die Felszade über Jalta, hauptsächlich wohl zum Schutze des kaiserlichen Lustschlosses Livadia, das ganz in der Nähe liegt. Nach Abwanderung der türkischen Untertanen stellte sich übrigens eine unvorhergesehene Schwierigkeit ein. Fast sämtliche Bäckereien waren von Türken betrieben worden, und nun blieb die russische Riviera eine Zeitlang ohne Brot.

Wenn ich auch persönliche Gefährdung noch nicht zu befürchten hatte, so zog es mich doch heim, und ich trat in den letzten Septembertagen die lange Reise an, die mich quer durch Rußland, Finnland und Schweden führen sollte.

Mit der Postkutsche ging's los; vier Schimmel davor und nebeneinander gespannt. Zehn Stunden sollte es so über Land gehen. Die schöne, breite Fahrstraße, die an allen kaiserlichen Besitzungen vorbeiführt, wird geteert und geteert von einer Anzahl von Arbeitern, gerade wie sonst, wenn der Zar in Livadia weit und der Hof jeden Nachmittag spazieren fährt. Das Geld ist dafür ausgezahlt und muß in jedem Fall „erarbeitet“ werden. Aber nicht eine einzige Equipage, kein Auto begegnet uns.

Die hohen, schattenden Parkbäume, die dem von der Sonne ermüdeten Auge so wohl taten, bleiben allmählich zurück. Nur weißerstaubte Zypressen stehen ab und zu längs der Mauer. Stetig steigt die Straße,



Die Schwierigkeiten auf den grandiosen Bergen in Kaukasien-Polen.

Nach einer Originalzeichnung von H. Ehrlich.

steigt langsam an zur Höhe des Gebirges, dessen Kamm sie zu überwinden hat, um auf der anderen Seite hinabzuleiten nach Simferopol. Allen Einbuchtungen des Ufers schmiegte sie sich an, und immer wieder findet der Blick, über die in leuchtendes Rot geteibeten Weinberge hinableitend, das Meer. Die ferneren Küstengebirge hinter Alufsta haben etwas Unwirkliches. In stumpfem Rotviolett steigen ihre zackigen Formen aus dem flimmernden Blau von Himmel und Wasser. Zur Höhe hinauf werden die Weinberge seltener, sie machen Tabakfeldern Platz, deren hohe, schwankende Pflanzen nur ganz oben noch ein Büschel Blätter tragen. Frauen sind hier und da beschäftigt, die Blätter zu ernten. Alle arbeiten in Hosen, um mit ihren Knöden die Pflanzen nicht zu beschädigen.

Ein malerisches, winkliges Tatarendorf öffnet sich jetzt der Straße. Meine Quadriga lenkt in den Posthof, und während des Pferdewechsels habe ich Zeit, mich umzusehen. In Jalta konnte ich schon seit einiger Zeit nicht mehr den geringsten Einkauf besorgen, ohne Belästigungen ausgekehrt zu sein; dieser ausschließlich mohammedanischen Einwohnerzahl konnte ich mich unbesorgt nähern. Von einem Haufen Kinder ließ ich mich zur Moschee führen: ein vieredigter Kasten, aus groben Haussteinen gefügt, dessen grünes Blechdach von dem spitzen Minarett überragt wird, gleicht sie allen übrigen Tatarenmoscheen dieser Gegend. Unter jedem Arm eine riesige dunkelgrüne Melone, kommt jetzt ein alter Mann heran, dessen Hautfarbe nahezu so dunkel ist wie seine schwarze Lammfellmütze. Ich handelte ihm eine der prachtvollen Früchte ab. Wenn schon die Unterhaltung etwas schwierig ist, merke ich doch, wie fern diese Leute dem Krieg stehen, wie sie, abgesehen von der Pferdeausbebung, gar nicht durch ihn belastet werden. „Da oben,“ und damit deutet er auf eines der höher gelegenen Häuser, „dem reichen Mustafa, dem hat man drei Pferde genommen, aber der kann's auch tragen, der läßt seine Söhne in Paris studieren.“

Mit frischen Pferden geht es nun weiter bergan. Von unten, vom Wasser aus gesehen, ist dieses Gebirge wundervoll. Aber hier, aus nächster Nähe, mitten drin, ist es doch ein recht altes, schabiges Gebirge. Das Gestein so verwittert, die Abhänge so ausgewaschen, von tiefen Rinnen und Runsen durchzogen, daß man meint, durch jeden Regen werde ein gut Teil abgetragen und ins Meer gespült. Nach abermaligem Pferdewechsel geht es dann schnell abwärts. Schnell wird es nun dunkel. Aber auch im Dunkel — niemand fährt dort mit Laternen — sind die Pferde gewohnt, mit unermindelter Schnelligkeit dem sanft leuchtenden weißen Streifen der Straße zu folgen. An zwei Poststationen machen wir jetzt vergebens halt. Die Requirierung so vieler Privatfuhrwerke hat zur Überlastung der Post geführt, und so müssen wir mit den müden Pferden bis Simferopol. Durch menschenleere, mäßig erleuchtete Straßen kommen wir um 10 Uhr zum Bahnhof. Unser Zug soll um 2 Uhr abfahren.

Die Luft im Wartesaal benimmt den Atem. In dem nur mit wenigen Bänken ausgestatteten Raum sind überall Berge von Handgepäck aufgetürmt. Besonders auffällig sind die großen Ballen Bettzeug, ohne das die Russen nicht zu reisen vermögen. Darauf und daneben in allen Stellungen schlafende oder schlaftrunkene Menschen. Der Restaurationsraum nebenan ist nicht viel einladender. Die schmuckstarrenden Tischtücher sind mit Fliegen bedeckt, so daß man sich scheut, mehr als ein Glas Tee zu genießen. Endlos dehnen sich die Stunden. Pöcklich heißt es: zum Schnellzug werden keine Billets mehr ausgegeben! Also noch zwei Stunden länger, bis der Personenzug abgeht. Auf dem Perron patrouillieren Soldaten mit aufgeplanztam Bajonett, das von der Kriegserklärung bis zum Frie-

densschluß nicht vom Gewehr der Russen kommt. Kalt ist es. Längs der Mauer lauern Soldaten mit ihren alten Mütterchen, die offenbar von weit her gekommen sind, um den Sohn noch einmal zu sehen, Tee, Kaffee und Bettzeug liegen daneben. So etwas Dürftiges, Armeliges, rührend Naives, wie so ein russisches Bauernweiblein, ist uns kaum denkbar. Fast wortlos hocken die kleinen Gruppen nebeneinander, ganz eng umschlungen, ein graues Umklugloch um beide gezogen; und von Zeit zu Zeit murmeln die Lippen der Alten ein Gebet.

Endlich schlägt unsere Abfahrtsstunde, und wir können uns im Abteil auf vier Tage und Nächte häuslich einrichten. Man fährt bequem und ist wieder einigermaßen ausgekehrt mit seinem Schicksal. Häufig wird gehalten. Von Charkow ab treffen wir Soldatenzüge in Menge. Übermäßig dicht in Viehwagen eingepreßt brüllen die Truppen ein wildes Hurra beim Vorbeifahren. In Kursk drängen sich gar einige in unseren Wägen. Man fragt nach ihrem Ziel. In Luga, erklären sie, sollen sie sich sammeln; eigentlich brauchten sie erst übermorgen dort zu sein, aber es geht ja gegen die Deutschen! „Die wollen wir verbauen, ohne daß man uns bittet. Da brühen, da hat's ja das Vieh besser als bei uns die Bauern! Totgeschlagen muß man sie, totgeschlagen alle miteinander!“ Ein energischer Kolbenstoß auf den Boden bekräftigt den Entschluß. „Ja, aber haben Sie denn keine Angst, selbst totgeschlagen zu werden?“ wachte ich zu fragen. „Wir vor den feigen Hunnen?“ ereifern sich alle. „Die läßt man ja nicht in Schützengruppen auszuwärmen, weil sie sonst das Gewehr wegwerfen und zu uns überlaufen! Die werden wie eine Herde mit Küppeln in die Schlacht getrieben, und hinter ihnen stehen die eigenen Kanonen, die auf sie schießen, wenn sie umfren!“ Auf diese Meinung von deutschen Truppen war ich nicht gefaßt und ging wieder in mein Abteil.

Auf der Strecke Moskau-Petersburg hatte ich Gelegenheit, Ausführungen eines höheren russischen Offiziers mitanzuhören, der sich, nicht abend, daß ich eine Deutsche war, da die Unterhaltung französisch geführt wurde, offen aussprach: „Da oben in Preußen, da wollen wir den Deutschen nur zu schaffen machen, damit sie die Pferde nicht zu energisch unterstützen. Unsere Hauptmacht aber, mit dem Generalissimus, die geht auf die Karpathen, um durch Ungarn auf Wien vorzurücken. Von dort haben wir dann leichtes Spiel, in Deutschland einzufallen.“ „Ja, haben denn die Russen jodiel Gebirgsartillerie, daß sie mit Aussicht auf Erfolg an die Überschreitung der Karpathen denken können?“ wende ich ein. „Das ist ja unser Vorteil!“ lachte er. „Jeder, selbst bei uns im ganzen Land, denkt, es stehe noch wie vor zehn Jahren. Und doch, was haben wir in der Zeit gearbeitet! Der japanische Krieg war ein Segen für uns; wir haben unendlich viel durch ihn gelernt.“

In Petersburg ludte ich russische Bekannte auf, die mir sofort mit größter Liebenswürdigkeit ihre Gastfreundschaft anbotnen. Man wünscht mir zu beweisen, wie gut die Deutschen als Privatpersonen in Rußland behandelt werden, im Gegensatz zu den armen Russen, die das Unglück hätten, jetzt noch in Deutschland zu sein, und deren Martyrien zu schildern die Zeitungen ihre Phantasie nicht erschöpfen konnten. Sämtliche Freunde und Bekannte wurden von der Anwesenheit des deutschen Gastes benachrichtigt, und jeden Abend zwischen 9 und 10 Uhr sammelte sich ein lebhafter Kreis bei uns, der meist bis zum Mitternachts zusammenblieb. Schriftsteller, Journalisten, Ärzte, Studenten und andere lernte ich dort kennen. Persönlich sind alle von der großen Liebenswürdigkeit, die den Russen allgemein eignet. Kam aber die Rede auf den Krieg, auf Deutschland, so sprang mit plötzlich ein Haß entgegen, wie wenn man um eine Straßenecke

biegt und einen unvermutet ein heftiger Windstoß packt. Worte von einer Leidenschaftlichkeit und Kraft läßt dieser Haß sie finden, die man nie erwartet hätte, in Gesellschaft zu hören. Wir Deutschen, wir können eigentlich gar nicht haßen. Entrüsten kann sich der Deutsche, flammend empören, wie jetzt, aber aus Herzgrund haßen, so fanatisch haßen und den Gegner beschimpfen, wie es drüben geschieht, das vermögen wir nicht. Immer wieder sind es vorzugsweise die gebildeten Klassen, die den gemeinsten Hekereien und größten Tatsacheneinstellungen am zugänglichsten sind, die ihr eigenes Urteil absolut eingebüßt zu haben scheinen. Das Unglaubliche glaubt man. „In tierischer Furcht und Wut“ sollen die Deutschen „alle Kultur und Disziplin vergessen haben“ und — „den Untergang vor Augen, in Bestialitäten verfallen“. Man prophezeit uns ein fürchterliches Strafgericht und zu dem wirtschaftlichen auch den moralischen Tod. „Ja, Sie haben erwartet,“ so höhnte man, „Rußland uneinig zu sehen, haben gehofft, daß eine Revolution bei uns ausbrechen würde, daß wir kein Kriegsmaterial hätten, und was noch alles.“ Und darauf hin haben Sie den Krieg erklärt.“ — „Ich will Ihnen etwas sagen,“ springt voll Heftigkeit ein alter Herr auf, „die Agenten Ihres Botschafters Portales, deren Nachrichten Sie so sicher gemacht haben, die waren samt und sonders von unserer Regierung bezahlt! Wir waren fertig! Hatten alles! Hatten im stillen gearbeitet, ohne daß jemand selbst bei uns es ahnte! Wir wußten, daß dieser Krieg im Gegenstoß zu dem japanischen populär sein würde. Und er ist populär, Sie sehen selbst! Kein Mensch denkt bei uns an Revolution! Unsere Arbeiter sagten: Heute sind wir rot, doch gibt es morgen Krieg mit Deutschland, so stehen wir alle zur Regierung. Diese deutschen Arbeiter kommen herein, wenn unsere Leute streiken, nehmen ihre Stellen und behandeln sie wie die Hunde. Sie werden besser bezahlt, nach Ihnen ist mehr Nachfrage und die Unsrigen müssen zusehen! Ich bin Abend für Abend unter ihnen, tenne sie und weiß, wie es steht. Und sehen Sie die leitenden Stellen! Sämtlich sind sie mit Deutschen besetzt. Ja, wundern Sie sich denn, daß unsere Leute nicht immer von Ausländern befehligt sein wollen? Und gehen Sie in die Geschäfte! Sehen Sie, wie wir überschwemmt sind mit deutschen Waren! Das muß aufhören! Wir werden diesen Kampf nicht enden, ehe Deutschland am Boden liegt!“

Wie oft habe ich das gehört seit dem Kriegsausbruch, auch von Leuten, die sonst der Politik ganz fernstehen. Von jedem einzelnen wird dieser Vernichtungskampf gegen Deutschland so ernst genommen, wie wir den Krieg nicht erster nehmen können, der um unser Sein geht. Keinem fällt es ein, daß die Feindschaft der Russen hauptsächlich auf dem niedrigen Haß beruht, den der Träge immer für den Tüchtigeren hat, wenn dieser ihm durch seine Regsamkeit und Streblamkeit Anstrengungen auferlegt. Um mit uns zu wetteifern, mußten sie alle Kräfte daransetzen; das erscheint es einfacher, den Rivalen zu besitzigen. Und England führt den Haß. Es weiß, daß Rußlands eigene Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiet gänzlich unzulänglich sind, daß dieses bei seiner Unfähigkeit auf andere angewiesen ist. Peter der Große hat das fremde Element in das Land eingeführt; er wollte seine Barbaren mit einem Schlag zu einem Kulturvolk machen. Damit unterband er die natürliche Entwicklung. Und gegenwärtig ist man selbst in latenten Kreis zu der Einsicht gekommen, daß man zurückgehen müsse, um den abgerissenen Entwicklungsfaden wieder aufzunehmen. Dazu hält man in erster Linie für nötig, alles Fremde aus dem Volksorganismus abzustößen. Da das in Rußland wirksamste fremde Element jetzt das deutsche ist, so richtet sich dagegen die ganze Ausilgungswut. Im Napoleonischen Kriege 1813 streifte man viel französisches Wesen ab. Men-

sch, die es bis dahin unter ihrer Würde gehalten hatten, ein Wort ihrer Muttersprache in den Mund zu nehmen, lernten nun, die russische Sprache wenigstens nebenbei zu gebrauchen. So wird Rußland auch durch diesen Krieg russischer werden. Doch solange es — ganz abgesehen von dem wirtschaftlichen Moment — nicht moralisch tüchtiger wird, solange es nicht Vertrauenspollen mit eigenen, d. h. russischen Beamten besetzen kann, wird es immer Fremdes in sich dulden müssen. Kommen doch schon jetzt massenhaft Schweizer über Schweden nach Rußland herein, um die von den Deutschen verlassenen Erzieher- oder Verwalterstellen zu belegen.

Jeht lange Tage ließen mir die Behörden, die meinen Paß besätigten, Zeit, mir Petersburg anzusehen. Streift man durch die Straßen, so wird man ausgiebig gewahrt, daß Krieg ist. überall Militär! Auf dem großen Marsfelde üben gleichzeitig ganze Regimenter Infanterie und Kosaken. Fährt man an den Kasernen vorbei, so liegen sie flatt auf dem Pflaster und machen Zielübungen. Und sieht man, wie die Menschen in dichten Knäueln vor den Zeitungsredaktionen stehen, die die neuesten Nachrichten in Riefenschritt ständig wie Kinematographenfilms in ihren Schaulustern abrollen, hört man um und um deutsche Niederlagen ausruhen und leidenschaftliche Erörterungen über ihre wünschenswerte Tragweite, fängt man die Schmähdungen gegen unser Volk und unseren Kaiser auf, so hat man ein Gefühl, als fehlte einem die Luft zum Atmen. Das Lied, das begeistert, aufschauend fortirekende Vaterlandslied, das fehlt dort vollständig.

Meine Wirte führten mich in ein Militärlazarett, wo ich bemuntern sollte, wie gut die verwundeten Russen versorgt werden. Es war alles so gut und sauber eingerichtet wie bei uns, manches fast luxuriös, aber es fehlte an ausgebildeten Pflegerinnen: nur junge Damen der Gesellschaft waren dort tätig. Leider kamen diese Soldaten sämtlich vom österreichischen Kriegsschaulap. Ich hätte gern solche gesprochen, die in Preußen gefämpft haben, um zu hören, ob wirklich die Soldaten es sind, die die ungläublichen Greuel erzählen, die man uns andichtet. Aber die Österreicher äußerten sich diese Truppen alle sehr großsprecherisch und behaupteten, leichtes Spiel mit ihnen zu haben. Es wenden sich ja auch die Hekereien der Presse fast ausschließlich gegen Deutschland, Österreich wird mehr als der unschuldig Verführte behandelt, mit dem man eher Mitleid haben müßte.

Die große Stadt ist ganz ruhig — nirgends klingt Musik aus Lokalen. Selbst die Nachricht von dem Einmarsch in Lemberg, der ja für die Russen immerhin etwas bedeutete, brachte keinen Flaggenschmuck, keine Festbeleuchtung. Erst arbeiten, dann sich freuen! lagen die Russen. Alle Alkoholveranstaltungen sind fest geschlossen; nirgends truntnes Gröhlen, auch nicht in den Arbeiterdörkstätten. Die notorischen Trunkenbolde sieht man jetzt an den Ecken oder auf den Bränden Sonnenblumenterne fauen, ein Sport, der in Rußland sehr beliebt zu sein scheint, nach den großen Quantitäten zu schließen, die die Grünkrämmler feilhalten. In den Kirchen liegt das Volk auf den Knien und fleht um Sieg für den Zar und seine Fahnen. In der Kalandthedeale war ich selbst Zeuge eines der feierlichsten Wittgottsdienste. Selbstame Fügung des Schicksals, gerade in der Kirche, die die Trophäen des Napoleonischen Krieges birgt, an den Ballustraben aus jenem Silber, das die Kosaken Napoleon abnahmen, an den Pfeilern, die sonst die erbeuteten französischen Fahnen schmücken, drängten sich wieder Kosaken, um ihre Weiskerzen darzubringen und um Sieg zu beten für sich und ihre damaligen Feinde gegen die damaligen Verbündeten! — Als ich heraustrete, zichen gerade neue Rekruten den Newskipropelt entlang. Ein endloser Zug, gefolgt von zahllosen Drochken, die das Ge-

päd nachfahren. Aber so übermütig wie vor vierzehn Tagen sind die Gesichter nicht mehr. Ganz junge Russen sind dabei, kaum mehr als siebzehnjährig, mit rotgeweinten und verschwollenen Gesichtern. Vielleicht waren die in den Zeitungen ängstlich verklärten Niederlagen, von denen ich selbst noch keine Ahnung hatte, doch burchgesiebert.

Als ich in den ersten Oktobertagen dann endlich abreisen konnte und auf der Fahrt durch Finnland wieder Züge über Züge mit frischen Truppen entgegenkommen sah, bemerkte ich dieselbe gebückte Stimmung. Kein Hurra mehr, sondern finstere, fast niedergeschlagene Miene. Im Zug waren viele Deutsche, aus allen Teilen Rußlands; man wurde schnell bekannt, hörte vielerlei. Da merkte ich erst, mit wieviel Glück ich gereist bin, wie viele andere dagegen Pöbelen und Feindseligkeiten ausgesetzt waren. Alle waren wir selb, wieder Deutsch miteinander sprechen zu können, und hier und da wagte sich die Hoffnung hervor, daß vielleicht doch nicht alles so schlimm sein möchte, wie man in Rußland wissen wollte. Einzelne wollten sogar von deutschen Siegen gehört haben, aber wir wagten noch nicht, uns zu freuen, bis wir endlich die Wahrheit erfuhren . . .

Noch im Oktober war Rußland, waren auch die gebildeten Kreise in den Hauptstädten ohne Kenntnis der wirklichen Kriegslage. Man wußte nichts von der furchtbaren Niederlage der russischen Truppen im masurenischen Seengebiet, nichts davon, daß deutsche und österr.-ungar. Truppen in Polen standen und Warschau bedrohten; nichts auch von den deutschen Erfolgen im Westen. Nur die Lüge wurde systematisch verbreitet und der Haß gegen Deutschland bis zum Wahnsinn geschürt. Darf man sich unter solchen Umständen wundern, wenn der Haß Früchte trug, wenn die in Rußland internierten Deutschen in geradezu barbarischer Art behandelt wurden? Neutrale, die gewiß nicht der Voreingenommenheit für Deutschland geziehen werden können, haben über die Leiden deutscher Internierter grauerregende Einzelheiten erzählt. So berichtet der Mitarbeiter eines schwedischen Blattes Ende November 1914:

Der Bruder eines deutschen Großkaufmannes, der die deutsche Firma in St. Petersburg vertrat, wurde wie hinein ins innerste Rußland, bis in die Nähe der Uralgrenze, gefandt. Mit ihm zusammen befanden sich noch zehn Gefangene; alle mußten in jener entlegenen Gegend in ganz kleinen Holzshuppen wohnen, wo es keine Schlafplätze gibt und durch die der eifige Wind hindurchpfeift. Die meisten hatten ihr Geld verloren, waren ganz mittellos und sahen dem Hungertod entgegen. Gefangene, die früher dahin gefandt wurden, kamen später in den nördlichen Teil des Gouvernements. Dort wohnen sie 1200 Kilometer von der nächsten Stadt und 400 Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation entfernt. Sie haben überhaupt kein Geld, ganz dünne Anzüge, nichts, was sie gegen die grimmige Kälte schützen könnte. Geheizt wird nicht. Ihr Essen besteht in fast ungenießbarem, hartem Schwarzbrot, zuweilen etwas Fleischabfall! Der Staat beschlagnahmt alle Possenbungen an sie und scheint, wie es im Notrufe dieser Unglücklichen heißt, sich die Ärmsten dadurch vom Halse schaffen zu wollen, daß er sie einfach verhungern läßt.

Die in einer größeren russischen Ostseestadt festgenommenen Deutschen durften als ihren Aufenthaltsort eine von acht näher bezeichneter Städten jenseits der Wolga wählen, sofern sie auf eigene Kosten dahin reisen könnten. Die Unbemittelten dagegen wurden im Zentralgefängnis untergebracht, wo innerhalb kurzer Zeit 1200—1500 Deutsche angehäuft wurden. Diese wurden mit Verbrechern zusammen eingesperrt, von denen sie in verschiedener Weise belästigt wurden. Ein Liebesscherz der Verbrecher bestand darin, daß sie in die Suppe der Deutschen zerhackene Ratten warfen! Nach längerer Zeit wurden jene Deutschen nach einem nördlichen Gouvernement geschickt. 3000 deutsche Kriegsgefangene wurden in einer Stadt an der russischen Grenze in Cholerabaracken untergebracht. Sie haben primitive Zelte aufschlagen müssen, um sich nicht der Ansteking auszuleihen. Die Zahl der in den östlichen Gouvernements und in Sibirien gefangengehaltenen Deutschen beträgt etwa 100.000. Sie sind alle Reichsdeutsche, von denen einige sich vor ihrer Festnahme nur zufällig in Rußland aufhielten, während andere dort festen Wohnsitz hatten. Nachdem die nicht Wehrpflichtigen freigegeben sind, haben viele Tausende russischer Untertanen aus Deutschland in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Die meisten Deutschen Rußlands haben aber keinerlei Möglichkeit gefunden, zurückkehren zu dürfen. Nach einer Stadt am Ural sind mehrere tausend deutsche Männer, Frauen und Kinder geführt worden, die mit wenigen Ausnahmen von der Polizei geplündert wurden. Sogar die Trauringe wurden ihnen genommen.

Besonders hart war das Schicksal einiger dort unterbrachten deutschen Seeleute. Ihre Körper waren voll von Wunden, die von Schlägen herrührten. In allen russischen Gefängnissen haben die festgenommenen Deutschen die schredlichsten Erfahrungen machen müssen. Eine ergreifende Klage rührt von deutschen Familien her, die nach einem Ort nördlich des Polarstreifens geführt sind. „Wenn wir nicht an unsere Familien dächten“ — so schreibt einer der unglücklichen Deutschen — „hätten wir schon längst unserem Leben ein Ziel gesetzt. Wir erhalten den ganzen Tag so gut wie nichts zu essen. Viele von uns sind so schwach und erschöpft, daß sie eher wie Tote als wie Lebende aussehen.“ Alle deutschen Gefangenen in Rußland haben ihr „Gepäck verloren“. Ihre Kleider sind Lumpen; sie müssen oft barfuß gehen und leiden an ekelerregenden Krankheiten. Diejenigen Deutschen, die Rußisch sprechen können, erhalten zuweilen Erlaubnis, für einen Taglohn von höchstens 75 Kopeten zu arbeiten; davon wird die Hälfte „für das Rote Kreuz“ in Abzug gebracht. Die Arbeitszeit beträgt 13 Stunden. Am schlimmsten sind immer diejenigen daran, die nördlich des Polarstreifens sind. Unter ihnen befinden sich viele gebildete Deutsche, auch Millionäre! Ihr Essen besteht aus Schwarzbrot und halbsauren Stockfischen . . .

Von der Verhinderung nach Wologda, Samara, Orenburg und anderen im östlichen Rußland gelegenen Städten wurden außer den militärpflichtigen und militärtauglichen Männern vom siebzehnten Jahr ab auch Greise, Schwermante und Gebrechliche betroffen. Außerdem wurden auch Deutsche, die die russische Staatsbürgerchaft erworben haben, gefangengelegt, ohne daß Verdadtsmomente vorlagen. In mehreren Fällen genigte die bei der Hausdurchsuchung gefundene Mitgliedsarte des Deutschen Roten Kreuzes, um gegen den Besitzer ein Verfahren wegen Landesverrats einzuleiten und ihn sofort nach Sibirien zu verschicken. Den Internierten ist zwar zu gewissen Zeiten erlaubt, auf die Straße zu gehen, doch dürfen sie nicht laut sprechen und höchstens in Gruppen zu drei gehen; wer dagegen verkehrt, wird unerböt streng mit Arrest bestraft. Auch das Betreten von Restaurationen ist streng verboten, was bei schlechten Beköstigung und



Ein Trupp leichtverwundeter Russen im Hof einer Berliner Kaserne.

den entsetzlichen Wohnungsverhältnissen besonders schwer empfunden wird. Aber die Geldmittel der Internierten trifft jeder Gouverneur seine besonderen Bestimmungen, wie er gerade Lust hat, den von oben erhaltenen Befehl auszuliegen, und die untergeordneten Organe besitzen Machtmittel genug, um sich ebenfalls noch auf Kosten ihrer Schutzbefohlenen vom übrigen Leben zu bereichern, natürlich mit der am Rußen so vielgerühmten Freundlichkeit, die ihn nicht hindert, die unbemittelten Gefangenen nach Sibirien weiterzubefördern, wo sie ihren Unterhalt mit schwersten Arbeiten kümmerlich verdienen müssen.

Mittellose deutsche Frauen in Riga, die man anfangs nicht nach Deutschland zurückkehren ließ, erhielten vom amerikanischen Konsulat eine wöchentliche Unterstützung von einem Rubel; später sorgte das Konsulat für ihre Rückreise bis nach Stockholm. Auf der Bahnfahrt durch Finnland wurden alle deutschen Passagiere, auch Damen, einer Leibesuntersuchung unterzogen, und man nahm ihnen ganz willkürlich ohne Quittung einen beliebigen Bruchteil ihres Geldes ab. In Stockholm erfuhren dann die Ärmsten erst, daß die Russen noch nicht in Königsberg und die Franzosen nicht in Stuttgart oder gar in Frankfurt seien, daß die deutsche Flotte nicht vernichtet wurde, daß Hamburg noch nicht dem Erdboden gleichgemacht ist, und — daß die deutsche Heere nach der Eroberung Belgiens in Frankreich stehen, entgegen den ganz anders lautenden Nachrichten, die sie aus russischen Blättern kennen.

Dem Schicksal der Deutschen und Nationalisierten in Rußland kann man nur mit der größten Besorgnis entgegensehen, denn es wird in den russischen und letzten Zeitungen eine scharfe Deutschenhetze betrieben. Die in Deutschland weilenden Russen — so lauteten ausführliche, unter Kennung hoher Namen veröffentlichte Lügenberichte — würden auf das empörendste behandelt, öffentlich beleidigt, geschlagen und angepöbelt, auch Damen und Kinder; die Verwundeten und Gefangenen sowie die in den Grenzorten zurückgebliebenen Greise, Kinder und Frauen seien unmenslichen, bis ins kleinste beschrieenen Grausamkeiten von den deutschen Soldaten wie der Zivilbevölkerung ausgeübt; auch benützen die Deutschen Dumm-

geschosse, was später von russischen Ärzten öffentlich widerlegt wurde. Besonders in den Ostseeprovinzen, wo die meisten Deutschen wohnen, die Letten aber die Hauptbevölkerung bilden, kommen die ungeheuerlichsten Freßereien vor; so wurde behauptet, die Deutschen — worunter auch die Baltten zu verstehen waren — hätten die Brunnen und Wasserleitungen vergiftet. Gefältschte Nachrichten, angeblich aus deutschen Zeitungen entnommen, wurden abgedruckt, wonach die Deutschen, wenn sie die Ostseeprovinzen eingenommen hätten, „die Straßen mit den Schädeln der Letten pflastern“ wollten.

Natürlich werden solche Lügen geglaubt, und die von jeher gegen deutsches Wesen gehässigen, leicht verheßbaren Letten, die sich während der letzten Revolution vor zehn Jahren durch ihre Mordbrennereien und Räubereien den Deutschen so fürchterlich gemacht haben, sollen nun für die russische Regierung das Schergenamt übernehmen; sie sollen die Deutschen ausschütten, um nachher zur Strafe für ihre von oben geschürte Empörung selbst ausgerottet zu werden. Bei der einen oder anderen Gelegenheit bekommen dann auch die Juden ihren Teil ab. Wie gefährlich die Stimmung gegen die Deutschen wird, kann man berechnen, wenn man bedenkt, daß erst durch die Ankunft von zahllosen Verwundeten die volle Wahrheit über die russischen „Siege“ bekannt wird. So ist die Zahl der Verwundeten in Riga derart gestiegen, daß ein mit Verwundeten gefüllter Zug telegraphisch unterwegs angehalten werden mußte, da in Riga alle staatlichen und privaten Lazarette überfüllt sind. Dabei mangelt es am Nötigsten: Amputationen müssen ohne Narkose vorgenommen werden, da es an Betäubungsmitteln fehlt; in den meisten Wunden ist der Brand.

Und die Folgen aller dieser Zustände, zu denen sich vielleicht noch schlimmere gesellen, werden auf die Häupter der Deutschen fallen, deren Lebensarbeit die Aufrechterhaltung deutschen Handels und deutscher Kultur war.

Ein anderer Angehöriger eines neutralen Staates, der wider alles Völkerrecht in Rußland festgenommen und zusammen mit kriegsgefangenen Deutschen bis Drenburg geschleppt wurde, gibt folgende Schilderung seiner Erlebnisse:

Mit etlichen Deutschen wurde ich kurz nach dem Ausbruch des Krieges am Bahnhof einer Grenzstadt verhaftet. Man nahm uns zunächst die Pässe ab und führte uns auf die Polizei. Hier wurden wir und unser Gepäck peinigend durchsucht. Jedes Papierehen wurde von allen Seiten begutet und beiseite gelegt. Ansichtskarten, ein Album mit Ansichten von Petersburg, ein Führer der russischen Sprache, alles waren verdächtige Dinge und wurden beschlagnahmt. Hierauf schaffte man uns unter starker Bewachung in das Gefängnis. Eine neue Untersuchung. Sie galt den

Wertsachen, Geld, Uhren, Ringe, sogar Eheringe wurden uns abgenommen und ohne eine Quittung zurückbehalten. Das Gefängnis war ein furchtbar schmuckloser, schon seit langer Zeit nicht mehr gelüfteter Raum. Als Gäste waren darin zwei Betrunkenen, der eine unfähiger als der andere. Am Boden tangten die Matten und Mäule, und auf der Britische wimmelte es von Wanzen. Am folgenden Morgen wurde ich mit einem Deutschen in ein anderes Gefängnis geführt. Hier war etwas mehr Luft, doch auch mehr Ungeziefer. Zur Unterhaltung gab man uns zwei halbwilderte Menschen. Der eine saß den ganzen Tag kumpfsinnig auf der Britische und spudde fortwährend in einen Winkel, der andere rüttelte von Zeit zu Zeit an den Gitterstäben der Tür und brüllte wie ein Tier, so daß einem angst und bange wurde. Vier Tage hielt man uns dort, bewacht von Soldaten. Zur Ernährung hatte man uns etwas weniges von unserem Geld gegeben. Waren die Soldaten gut gelaunt, so kauften sie uns dafür Wurst und Brot, andernfalls ließen sie uns hungern. Warmes gab es nicht. Am fünften Tage verließ man uns auf einen Leiterwagen und führte uns 13 Stunden weit ins Land hinein. Dort ging's wieder ins Gefängnis: eine niedere, dumpe Stube in einer alten Holzbarade. Darin saßen bereits 20 Sträflinge aller Gattungen, vom gewöhnlichen Vaholen bis zum geriebenen Fälscher. Furchtbar war die Nachbarschaft eines im höchsten Grade Schwindsüchtigen und eines Hautkranken. Auch in diesem Gefängnis konnte man sich des Ungeziefers kaum erwehren. Drei Tage mußten wir in der schrecklichen Gesellschaft verbringen. Dann wurden wir in den sogenannten Turm übergeführt. [Turm oder temnica heißt in Rußland das Gefängnis, dessen Schreden stellenweise durch die menschenfreundliche Betätigung eines Komitees gemildert werden. Die Mitglieder, angelehene, ehrenamtlich damit beauftragte Bürger, haben ein gewisses Recht der Aufsicht, müssen dafür aber auch — echt russisch — erhebliche Zuschüsse zu den Kosten des Unterhalts der Sträflinge leisten.] Hier mußten wir uns zur Untersuchung bis aufs Hemd entkleiden, und die letzte Kopeke nahm man uns noch ab. Unter unseren neuen Mitgefangenen waren drei Deutsche. Der eine war ein Deutscher und hatte seine Heimat noch nie gesehen, der zweite war ein Taubstummer und der dritte ein lahmer Idiot. Die übrigen Inzassen der Zelle waren leichtere Ver-

brecher, die ihrer Aburteilung entgegen sahen. Hier bekamen wir die gewöhnliche Gefängnistkost, d. h. morgens 8 Uhr heißes Wasser und vier Pfund Schwarzbrot, mittags eine kaum zu genießende Suppe, die wir alle aus einer Schüssel essen mußten, und um 4 Uhr nachmittags wieder heißes Wasser. Nach drei Tagen zogen wir wieder aus. Ein mitleidiges Lächeln war auf den Lippen des Gefängnisvorstehers, als er sah, wie man den armen Lahmen mitschleppte. „Das sollen deutsche Spione sein. Armes Rußland!“ Mit den Worten wandte er sich ab. Vor der Abreise gab man uns wieder etwas von dem uns abgenommenen Gelde.

Auf Leiterwagen fuhren wir in zwei Strecken nach Wilna, das der Sammelplatz für die deutschen Kriegs-

gefangenen der Umgebung war. Die Fahrt war sehr beschwerlich. Mehrmals mußten wir heftige Regen- und Hagelgüsse vollständig ungeschützt über uns ergehen lassen. In Wilna sperrte man uns, nach wie wir waren, in einen schmuckigen, ganz tablen Raum und ließ uns hier 36 Stunden, ohne sich um unsere Bedürfnisse zu kümmern. Um 1 Uhr nachts rief man uns dann auf den Hof und mit mehreren Deutschen aus Wilna führte man uns auf die Bahn. Vorher teilte man uns mit, daß jede Widergesetzlichkeit und jedes Verlassen der Reihe vom Kriegsgericht streng bestraft würde. Die Deutschen von Wilna waren im Laufe des Tages auf die Polizei gerufen worden. So wie sie kamen, geradeswegs von der Arbeit, wurden sie eingesperrt. Man ließ sie nicht wieder nach Hause zurück, um wenigstens das Notwendigste in Ordnung zu bringen und einiges Gepäck mitzunehmen. Einigen konnten die Frauen noch etwas mitbringen, wenn der Gefängniswärter das Trinkgeld für genügend erachtete. Die zweieinhalb Tage lange Reise bis Smolensk machten wir zum Teil in einem Viehwagen, zum Teil in einem Wagen dritter Klasse. Verfügt wurden wir uns wieder auf eigene Rechnung. Anderes als Brot, Wurst und, wenn es gut ging, einige Eier konnten wir nicht bekommen. In Smolensk waren schon etliche hundert Deutsche und Sterreicher, auch einige Frauen. Hier wurden die Gefangenen verteilt. Alle Deutsche und Sterreicher germanischen Ursprungs im Alter von 17 bis 45 Jahren kamen nach der Kaserne. Die Frauen und Kinder wurden nach Wjatta bestimmt, die Polen zum Teil nach Wologda und zum Teil nach Kasan. Ich kam, zusammen mit dem Jbioten und dem Taubstummen, in die letzte Gruppe. 36 Stunden beherbergte uns noch das Gefängnis in Smolensk, das an Schmutz und Ungeziefer den bisher besuchten nicht nachstand. Zur Fahrt nach Kasan steckte man uns in einen Viehwagen. Fünf Tage mußten wir darin zubringen, bis wir am Ziel anlangten. Die Verpflegung war wie bisher.

In Kasan sollten wir frei werden, und wir machten schon Pläne, wie wir uns einrichten wollten. Da umzingelten uns vom neuem die Soldaten, und wieder ging's ins Gefängnis. Dieses reichte sich den bisherigen würdig an. Am folgenden Morgen hörten wir im Nebenraum Deutsch sprechen. Es stellte sich heraus, daß dort die Deutschen von Kasan eingesperrt waren. In einem für 20 Personen berechneten Raum hatte



Das Wageninnere eines russischen Sanitätszuges, einem Geschenk der Zarin.

man 59 untergebracht. Professoren, Fabrikdirektoren, Handwerker, Kaufleute und Arbeiter aller Art waren da in buntem Durcheinander. Wir sollten doch nicht mit diesen zusammen sein und kamen nach dem „Turm“. Abermals untersuchte man uns bis aufs Feind. Wertvolles war da nicht mehr zu finden. Dafür wurde ein großer Teil des Gepäcks zurückgehalten. Jeder durfte nur 30 Rbl. Wäsche und Kleider mitnehmen, und zwar nicht in Koffern, sondern in einem Tuch oder Sack eingebunden. Spiegel, Haarbürste, Zahnbürste u. dgl. nahm man uns weg, ebenso jedes Blättchen Papier. In diesem Gefängnis erhielten wir interessante Gesellschaft, unter anderen einen Raumbömer, einen Brandstifter und einen Totschläger. Im übrigen standen die Wägen hier denen der schon belagerten Gefängnisse in Billigkeit nicht nach. Am fünften Tag öffneten sich die Pforten des Turmes wieder, und wir wurden den Konvoisoldaten übergeben. Diese trauten jedenfalls der Gefängnisverwaltung nicht und untersuchten uns aufs neue. Sogar das Gefängnisprotokoll und jedes Stüchchen Wurst wurden mit Säbeln geviertelt. Nun festelte man die Gefangenen paarweise zum Transport auf den Bahnhof. Hier kamen wir in einen Arrestantenwagen mit vergitterten Fenstern, zusammen mit allerhand Uebelthätern. Vollgepferdt in einer Luft zum Ersticken fuhren wir zwei Tage lang. Frauen kamen mehrmals an unseren Wagen und versuchten, uns Apfel, Eier, Brot usw. durch die Gitterstäbe zu stecken, sie wurden aber immer von der Begleitmannschaft mit allerhand Rohheiten vertrieben. Diese Beobachtung, auf der einen Seite das gutmütige Volk, auf der anderen die vor keiner Rohheit zurückschredenden niederen Beamten, konnte man überall machen. Am zweiten Abend führte man uns in einen anderen Wagen. Dieser brachte einen Trupp Deutscher aus dem Moskauer Gefängnis, und oben in den Gedächtnissen sah ein Duzend Chinesen, scharflich schmerzige Kerls. Diese hatten ein Vergnügen daran, uns mit den überreifen ihrer Mähigkeit zu bombardieren. Ja, sie begannen, das Angezeiger, mit dem sie befäßt waren, zu lammeln und auf uns herunter zu werfen.

Nach abermals zweitägiger Fahrt erreichten wir Samara, in einem furchtbaren Zustand, zerstoßen und zerissen vom Angezeiger und vollständig erschöpft vor Müdigkeit. Abermals wurden wir untersucht zur Übergabe an das Gefängnis. Im Gefängnis sah ich ein Bild, das ich nie vergessen werde. Nebeneinander saßen da die Gefangenen auf der Britische, teilweise halb, teilweise ganz ausgezogen, und suchten ihre Kleider vom Angezeiger zu säubern. Ein Gymnasialprofessor, der Vertreter einer großen Zwickelfirma, der Besitzer eines bekannten Epporthauses in Altradan, der Reisende einer Düsseldorfer Maschinenfabrik, alle hatten nur den einen Gedanken, eine Nacht ruhig schlafen zu können. Der Düsseldorfer hatte als echter Rheinländer den Humor noch nicht ganz verloren und summt zu der Arbeit das Kölner Karnevalslied. Der Aufenthalt in der Zelle war schrecklich, da alle Verdürfnisse im Raume selbst erledigt werden mußten. Nach eintägigem Aufenthalt in Samara mußten wir weiter. Wieder wurde alles untersucht in einem Hofe bei strömendem Regen. Bis hieher hatte man uns das Rauchen als einzigen Zeitvertreib noch erlaubt und uns daher Zigaretten, Etuis und Maschinen dazu noch gelassen. Nun verschwand auch dieses mit vielen anderen Kleinigkeiten in den Stiefelgeschäften der Soldaten. Unser Trupp war mittlerweile auf über 100 Personen angewachsen. Darunter Frauen, Mädchen und ein Junge. Soweit der Vorrat an Handschellen reichte, wurden die Gefangenen wieder gefesselt. Nun ging's zum Bahnhof auf grundlosen Straßen. Zum Vergnügen der Soldaten mußten wir durch den 30 Zentimeter hohen Kot Laufftritt machen. Mit nassen Kleidern und Füßen bezogen wir wieder Quartier im Arrestantenwagen.

Nach einer Tagreise lud man uns sechs in Drenburg aus. Zu Fuß erreichten wir eine etwa sechs Meilen außer der Stadt liegende Karawanjerei. Hier, wo früher die Perler und Tataren ihren blühenden Handel trieben, wo sonst Wolle und Felle in riesigen Mengen lagerten, waren nun einige tausend Deutsche und Österreicher untergebracht. Teilweise wohnten sie in Zelten, teilweise in den Gemöbeln der Händler. Hier trafen wir auch die ersten bei Insterburg gefangenen deutschen Soldaten, 45 Mann, und einen Österreicher. Wir Neugekommenen wurden natürlich von allen umringt und ausgefragt. Unsere Wäsche, Drenburger Kofaten, jagte aber sofort alle Neugierigen weg. Einer leistete dem Befehl nicht Folge, sondern fing an zu schimpfen. Da sahen ihn zwei Kofaten, warfen ihn zu Boden und bearbeiteten ihn mit den Stiefeln. Ein hinzugekommener Offizier schlug ihn noch mehrmals ins Gesicht und ließ ihn abführen. Die Gefangenen hatten gemeinsame Küche. Ein verbannter Koch aus einem Gasthof in Riga leitete sie. Wir hörten nun, daß Drenburg schon voll von Deutschen und Österreichern wäre und daß vor wenigen Tagen bereits über 2000 Personen nach Tomsk abgehoben worden seien. Also wartete unser Wohl daselbe Schicksal. Schon am folgenden Morgen führte man uns wieder nach Drenburg juristisch auf die Polizei. Hier sollten wir getrennt werden nach germanischer und slawischer Abstammung. Das schien dem Polizeimeister gleichbedeutend mit lutherisch und katholisch. Es kam daher zu verschiedenen Auseinandersetzungen, da die katholischen Deutschen unter die Polen kamen und von diesen wieder weggeschickt wurden. Die Polen betrachteten sich überhaupt als über den anderen stehend und duldeten keinen Deutschen in ihren Reihen. Die Deutschen mußten nun wieder fort. Die Polen erhielten die Erlaubnis, in der Stadt zu bleiben. Auch ich durfte mich in der Stadt aufhalten. Zusammen mit etlichen Lebensgefährten, die noch etwas Geld hatten, mietete ich ein Quartier. Tisch und Stühle bekamen wir von der Wirtin, einer Perlerin, geborgt. Noch etwas Stroh und unser Heim war fertig.

Ich kam in Drenburg mit Verbannten aus allen Gegenden zusammen, und es war interessant, zu hören, wie verschieden die Erlebnisse der einzelnen waren. Viele hatten die Erlaubnis bekommen, auf eigene Kosten mit allem Gepäck nach Drenburg zu reisen. Andere waren unter leichter Bewachung in einem Personenzug hergekommen. Wieder anderen wurde alles Geld genommen, das Gepäck aber gelassen. Am schlimmsten daran waren unsere Truppe und ein Transport in Petersburg festgenommener Deutscher. Wir hatten Geld und Gepäck verloren. Die Gefängnisverwaltungen von Odesa, Kiew, Charkow, Kasan und noch mehrere andere schickten das Geld nach, sobald die Verbannten den erbgültigen Wohnsitz hatten. Nur Moskau, wo die in Petersburg festgenommene durchsucht wurden, und das Städtchen, wo ich verhaftet wurde, ließen nichts von sich hören, so daß bald große Not herrschte. Es tat einem weh, wenn man sehen mußte, wie Leute, die bisher in geordneten Verhältnissen gelebt hatten, nun auf der Straße Vorübergehende anbettelten um ein paar Kopeken, um sich Brot zu kaufen. Häufig traf man auf der Straße eine Frau mit einem fünfjährigen Kind, die schon 14 Tage herumgeschleppt und nun endlich hier freigegeben worden war. Sie war aller Mittel bar und sollte das Kind nähren, das nur die Brust nahm. Zu allem Elend bekam sie noch die Ruhr. Ihr Mann war unterwegs von ihr getrennt worden, und nun irrte sie tagtäglich in der Stadt herum, ihren Mann zu suchen. Die Füße trugen sie kaum mehr, als ich sie das letzte Mal sah.

Die Bevölkerung war anfänglich ziemlich gleichgültig gegen die Deutschen, sehr oft sogar entgegenkommend. Das änderte sich indes mit der Zeit, wahr-

scheinlich in Folge des Verhaltens einiger junger Leute, die sich nicht entsprechend benahmen. Es wurden strenge Maßregeln gegen die Deutschen erlassen; jede Verfehlung sollte streng bestraft werden, und man kündigte uns an, daß wir nach und nach alle aufs Land abgeschoben würden. Wer Rußland kennt, der weiß, was es heißt, monatelang in Kirgisen- und Tatarennestern zu leben. Der Aufenthalt in Orenburg ist erträglich für den, der etwas Geld hat. Die Lebensmittel sind sehr billig. Die Wohnungen sind auch nicht besonders teuer. Die einzige Unannehmlichkeit bildet der Brennstoffmangel. Holz und Kohle sind schwer aufzutreiben und für den Winter doch sehr notwendig, sinkt doch das Thermometer bis auf -40° R. Wer Angehörige in Rußland hatte, konnte sich Geld senden lassen, doch war das Wagnis recht groß, denn sehr häufig erreichte die Sendung ihre Bestimmung nicht.

Es wurden später noch schlimmere Dinge berichtet, und vor allem wurden, wie wir noch hören werden, die diplomatischen Vertreter Österreich-Ungarns in einer geradezu skandalösen, völkerrechtswidrigen Art behandelt. Es muß übrigens betont werden, daß die Bedrückung und Mißhandlung der Internierten in der Regel dem Allmachtsgelübe eines Beamten, der Raubgier und Niedertracht untergeordneter Organe zuzuschreiben waren; an manchen, freilich nur wenigen Orten fanden sich auch Beamte, die den Gefangenen eine menschenwürdigere Behandlung angebeihen ließen.

Die deutsche Offensive gegen Nordpolen.

Auf die Schlacht bei Tannenberg folgte zunächst eine kurze Ruhepause, nach der die deutschen Truppen eine allgemeine energische Offensive in das russische Gebiet trugen. Es handelte sich zunächst darum, alle noch bestehenden russischen Kraftgruppen, die Ostpreußen im Kreise umgeben oder bedrohen konnten, zu fassen und unschädlich zu machen.

Am 10. September 1914 hatte das 22. russische Armeekorps (Sinnland) versucht, über Lyck in dem Kampfe in Ostpreußen einzugreifen. Es wurde geschlagen.

Lyck ist ziemlich nahe der Grenze, zwischen Marggrabowa und Johannisburg gelegen, und Station an der Bahnlinie, die von Königsberg über Raftenburg nach Bzeloostok führt. Über diesen letzteren Ort war das finnische Korps, welches von Petersburg herangeführt worden ist, transportiert worden. Auffallend erscheint, daß man dieses Korps allein, ziemlich weit weg sowohl von der vom Naraw aus operierenden russischen Armeegruppe als auch von der über Gumbinnen vorgegangenen, eingesetzt hat.

Es handelte sich hier um eine Art von Nachkämpfen, die der Entscheidungsschlacht von Tannenberg folgten. Darauf bezieht sich auch folgende amtliche Meldung vom 12. September 1914:

Die Armee des Generalobersten v. Hindenburg hat die russische Armee in Ostpreußen nach mehrtägigem Kampfe vollständig geschlagen.

Der Rückzug der Russen ist zur Flucht geworden.

Generaloberst v. Hindenburg hat in der Verfolgung bereits die Grenze überschritten und meldete bisher über 10.000 unverwundete Gefangene.

Etwa 80 Geschütze, außerdem Maschinengewehre, Flugzeuge und Fahrzeuge aller Art wurden erbeutet.

Die Kriegsbeute steigert sich fortgesetzt.

Am 14. September besagte die amtliche Meldung:

Im Osten schreitet die Vernichtung der russischen ersten Armee fort. Die eigenen Verluste sind verhältnismäßig gering.

Die Armee Hindenburg ist mit starken Kräften bereits jenseits der Grenze.

Das Gouvernement Suwalki wurde unter deutsche Verwaltung gestellt.

Generaloberst v. Hindenburg telegraphierte an Kaiser Wilhelm:

Die Wilnaer Armee, 2., 3., 4. und 20. Armeekorps, dritte und vierte Reserwedivision und fünf Kavalleriedivisionen, ist durch die Schlacht



Aufgestapelte erbeutete russische Gewehre.

an den majurischen Seen und die anschließende Verfolgung vollständig geschlagen.

Die Grodnoer Reservearmee, 22. Armeekorps, Rest des 6. Armeekorps und Teile des 3. sibirischen Armeekorps, hat in einem besonderen Gefechte bei Lya schwer gelitten.

Der Feind hat starke Verluste an Toten und Verwundeten.

Die Zahl der Gefangenen steigt sich.

Bei der Frontbreite der Armeekorps von über 100 Kilometer, den ungeheuren Marschleistungen von zum Teil 150 Kilometer in vier Tagen und bei den auf dieser ganzen Front und Tiefe sich abspielenden Kämpfen kann ich den vollen Umfang noch nicht melden.

Einige unserer Verbände sind scharf ins Gefecht gekommen, die Verluste sind aber doch nur gering.

Die Armee war siegreich auf der ganzen Linie gegen den hartnäckig kämpfenden, aber schließlich fliehenden Feind.

Am 24. September war die Säuberungsarbeit vollbracht; Generaloberst v. Hindenburg erließ folgenden Tagesbefehl:

„An die Soldaten der 8. Armee!

Ihr habt neue Vorbeeren um eure Fahnen gewonnen. In der zweitägigen Schlacht an den majurischen Seen und in mehrtägiger rücksichtsloser Verfolgung durch Vitauen hindurch bis weit über die russische Grenze hinaus habt ihr nun auch die letzte der beiden in Ostpreußen eingedrungenen feindlichen Armeen, die aus dem 2., 3., 4., 20. und 22. Armeekorps sowie dem 3. sibirischen Armeekorps, der 1. und 5. Schützenbrigade, der 53., 54., 56., 57., 72. und 76. Reservebrigade und der 1. und 2. Gardekavalleriedivision bestehende Milnaarmee nicht nur geschlagen, sondern zerschmettert.

Bis jetzt sind mehrere Fahnen, etwa 30.000 unverwundete Gefangene, mindestens 150 Geschütze, viele Maschinengewehre, Munitionskolonnen und zahllose Kriegsfahrzeuge auf den weiten Gefechtsfeldern aufgebracht. Die Zahl der Kriegsbeute nimmt aber immer noch zu.

Eurer Kampfesfreudigkeit, euren bewunderungswürdigen Marschleistungen und eurer glänzenden Tapferkeit ist dies zu danken. Gebt Gott die Ehre, er wird auch ferner mit uns sein! Es lebe Se. Majestät der Kaiser und König!

In den letzten Septembertagen wurde bereits Ossowiec beschossen; russische Vorstöße über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki wurden zurückgeschlagen. Der in die Gouvernements Suwalki und Lomza vorgezogenen Offensive drückte der Charakter der majurischen Seenplatte seinen Stempel auf. Die Operationen waren an wenige Straßen gebannt, deren wichtigste Punkte und Räume durch Befestigungen gesichert waren.

Die südwärts einsetzende Offensive der Verbündeten drängte die Operationen in Nordpolen und an der Grenze Ostpreußens zunächst mehr in den Hintergrund. Am 11. Oktober aber konnte der Bericht der deutschen Heeresleitung bereits melden:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden im Norden alle Angriffe der ersten und der zehnten russischen Armee gegen die ostpreussischen Armeen von diesen am 9. und 10. Oktober zurückgeschlagen. Auch ein Umfassungsversuch der Russen über Schirwindt wurde abgewiesen und dabei 1000 Russen zu Gefangenen gemacht.

In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Armeen die Weichsel. Bei Grojec, südlich von Warschau, fielen 2000 Mann des zweiten sibirischen Armeekorps in unsere Hände.

Die russischen amtlichen Nachrichten über einen großen russischen Sieg bei Augustowo sind eine Erfindung. Wie hoch die amtlichen russischen Nachrichten einzuschätzen sind, zeigt die Tatsache, daß über die gewaltigen Niederlagen bei Tannenbergl und Insterburg keine amtlichen russischen Mitteilungen veröffentlicht worden sind.

Am 13. Oktober meldete das deutsche Große Hauptquartier:

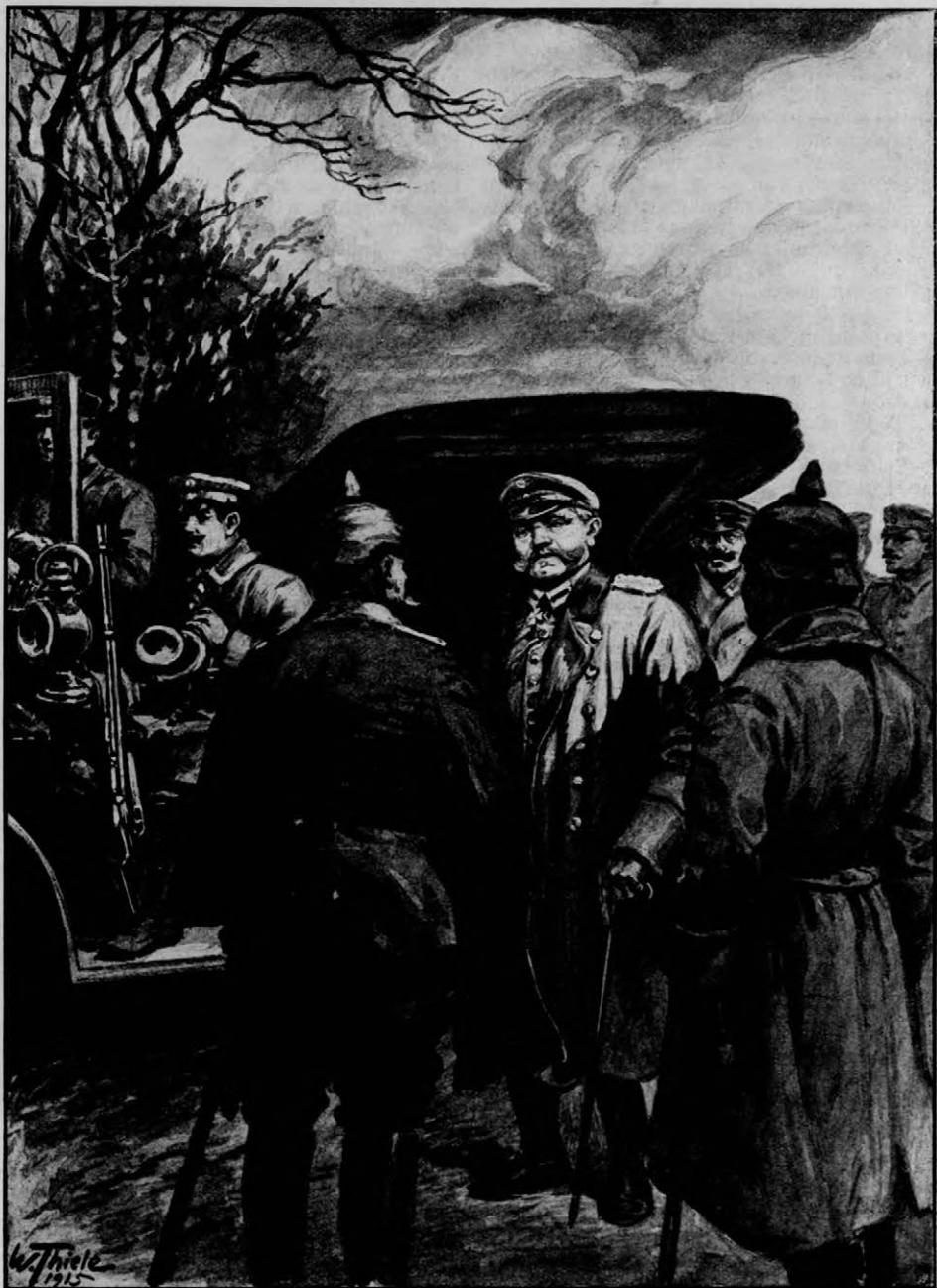
Auf dem östlichen Kriegsschauplatz verlief der 11. Oktober im allgemeinen ruhig. Am 12. Oktober wurde ein erneuter Umfassungsversuch der Russen bei Schirwindt abgewiesen. Sie verloren dabei 1500 Gefangene und 20 Geschütze.

14. Oktober:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind in den Kämpfen bei Schirwindt die Russen geworfen worden und haben 3000 Gefangene, 26 Geschütze und 12 Maschinengewehre verloren. Lya ist wieder in unserem Besitz. Biassa ist vom Feinde geräumt. Weiter südlich sind beim Zurückwerfen der russischen Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene und 25 Geschütze erbeutet worden.

15. Oktober:

Im Osten ist der russische, mit starken Kräften unternommene Vorstoß auf Ostpreußen als gescheitert anzusehen. Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem östereichischen Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten. Unsere Truppen stehen vor Warschau. Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Linie Zwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen. Die in russischen Zeitungen verbreiteten Gerüchte über erbeutete deutsche Geschütze entbehren jeder Begründung.



Generalfeldmarschall v. Hindenburg begibt sich an die Front.

Nach einer Originalzeichnung von W. Thiele.

16. Oktober:

Die Russen versuchten am 14. Oktober sich wieder in den Besitz von L y k zu setzen. Die Angriffe wurden zurückgewiesen. 800 Gefangene, ein Geschütz und drei Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

17. Oktober:

Im Gouvernement Suwalki verhielten sich die Russen am gestrigen Tage ruhig. Die Zahl der bei Schirwindt eingebrachten Gefangenen erhöhte sich auf 4000; ebenso wurden noch einige Geschütze genommen.

18. Oktober:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind unsere Truppen in der Gegend von L y k im Vorgehen. Der Kampf bei und südlich Warschau dauert an.

22. Oktober:

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz folgen Teile unserer Truppen dem weichenden Gegner in Richtung Ossowiec. Mehrere hundert Gefangene und Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

23. Oktober:

Im Osten wurden russische Angriffe in der Gegend von A u g u s t o w o zurückgeschlagen und dabei mehrere Maschinengewehre erbeutet.

Am 24. Oktober erneuerten die Russen ihre Angriffe auf Augustowo, die sämtlich abgesehen wurden.

25. Oktober:

Im Osten haben unsere Truppen die Offensive auf Augustowo ergriffen.

26. Oktober:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz schreitet unsere Offensive gegen Augustowo vorwärts.

27. Oktober:

Westlich von Augustowo ist der Angriff der Deutschen im langsamen Fortschreiten.

29. Oktober:

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsere Truppen im fortschreitenden Angriff. Während der letzten drei Wochen wurden hier 13.500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet.

2. November:

Ein russischer Durchbruchversuch bei Sittkehmen wurde abgewiesen.

3. November:

Im Osten sind die Operationen noch in der Entwicklung. Zusammenstöße fanden nicht statt. Zur Fortnahme einer zur Sprengung vorbereiteten Brücke trieben am 1. November die Russen (1. sibirisches Armeekorps) die Zivilbevölkerung vor ihrer Vorhut her.

7. November:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden drei russische Kavalleriedivisionen, die die Warthe oberhalb Kolo überschritten hatten, ge-

schlagen und über den Fluß zurückgeworfen. Im übrigen kam es dort zu keinen Zusammenstößen.

9. November:

Im Osten wurde ein Angriff starker russischer Kräfte nördlich des Bystanter Sees unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Die Russen ließen über 4000 Mann als Gefangene und zehn Maschinengewehre in unseren Händen.

10. November:

In Russisch-Polen bei Konin zersprengte unsere Kavallerie ein russisches Bataillon, nahm 500 Mann gefangen und erbeutete acht Maschinengewehre.

12. November:

Im Osten warf unsere Kavallerie östlich Kalisch die erneut vorgegangene überlegene russische Kavallerie zurück.

13. November:

An der ostpreussischen Grenze bei Eydtkuhnen und südlich davon östlich des Seenabschnittes haben sich erneute Kämpfe entwickelt. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.

14. November:

In Ostpreußen dauern die Kämpfe noch an. Bei Stallupönen wurden 500 Russen gefangengenommen.

Bei S o l d a u ist noch keine Entscheidung gefallen.

In der Gegend Bialawek wurde ein russisches Armeekorps zurückgeworfen; 1500 Gefangene und 12 Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

15. November:

Im Osten dauern an der Grenze Ostpreußens und in Russisch-Polen die Kämpfe fort. Eine Entscheidung ist noch nicht erfolgt.

17. November:

Die Operationen auf dem östlichen Kriegsschauplatz nehmen weiter einen günstigen Fortgang.

Nähere Nachrichten liegen noch nicht vor.

18. November:

In Polen haben sich in der Gegend nördlich von L o d z neue Kämpfe entsponnen, deren Entscheidung noch aussteht.

Südöstlich Soldau wurde der Feind zum Rückzug auf Mawa gezwungen.

Auf dem äußersten Nordflügel ist starke russische Kavallerie am 16. und 17. geschlagen und über Willkallen zurückgeworfen worden.

19. November:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind die erneut eingeleiteten Kämpfe noch im Gange.

20. November:

An der Grenze Ostpreußens ist die Lage unverändert.

Östlich der Seenplatte bemächtigten sich die Russen eines unbesetzten Feldwertes und der darin stehenden alten unbeweglichen Geschütze.

Die über Mlawa und Lipno zurückgegangenen Teile des Feindes setzten ihren Rückzug fort.

Südlich Blocl schritt unser Angriff fort.

In den Kämpfen um Lodz und östlich Czestochau ist noch keine Entscheidung gefallen.

21. November:

Die Operationen im Osten entwickeln sich weiter.

Aus Ostpreußen ist nichts zu melden.

Die Verfolgung des über Mlawa und bei Blocl zurückgeschlagenen Feindes wurde fortgesetzt.

Bei Lodz machten unsere Angriffe Fortschritte.

In Gegend östlich Czestochau kämpfen unsere Truppen Schulter an Schulter mit denen unseres Verbündeten und gewannen Boden.

22. November:

In Polen wird noch um den Sieg gekämpft.

Das Ringen südlich Blocl, in der Gegend Lodz und bei Czestochau dauert fort.

23. November:

In Ostpreußen ist die Lage unverändert.

In Polen schiebt das Auftreten neuer russischer Kräfte aus Richtung Warschau die Entscheidung noch hinaus.

In Gegend östlich Czestochau und nordöstlich Krakau werden die Angriffe der verbündeten Truppen fortgesetzt.

24. November:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Lage noch nicht geklärt.

In Ostpreußen halten unsere Truppen ihre Stellungen an und nordöstlich der Seenplatte.

Im nördlichen Polen sind die dort im Gange befindlichen schweren Kämpfe noch nicht entschieden.

Im südlichen Polen steht der Kampf in Gegend Czestochau, auf dem Südflügel nördlich Krakau schreitet der Angriff fort.

Die amtliche russische Meldung, daß die Generale v. Liebert und v. Pannewitz in Ostpreußen gefangen genommen worden seien, ist glatt erfunden. Der erste befindet sich in Berlin, der zweite an der Spitze seiner Truppe; beide sind seit längerer Zeit nicht in Ostpreußen gewesen.

Am 26. November kam die Meldung von dem Erfolg der Kämpfe, die in den amtlichen Bulletin in lakonischer Kürze verzeichnet sind; das amtliche Bureau meldete:

In den Kämpfen der Truppen des Generals v. Madansky bei Lodz und Lomowicz haben

die russische erste und zweite und Teile der fünften Armee schwere Verluste erlitten.

Außer vielen Toten und Verwundeten haben die Russen nicht weniger als 40.000 unversehrte Gefangene verloren; 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre sind von uns erbeutet, 30 Geschütze unbrauchbar gemacht worden.

Auch in diesen Kämpfen haben sich Teile unserer jungen Truppen trotz großer Opfer auf das glänzendste bewährt.

Wenn es ungeachtet solcher Erfolge noch nicht gelungen ist, die Entscheidung zu erkämpfen, so liegt dies an dem Eingreifen weiterer starker Kräfte des Feindes vom Osten und Süden her.

Ihre Angriffe sind gestern überall abgewiesen worden, der endgültige Ausgang der Kämpfe steht aber noch aus.

28. November:

In Ostpreußen fanden nur unbedeutende Kämpfe statt.

Bei Lomowicz griffen unsere Truppen erneut an, der Kampf ist noch im Gange.

Starke Angriffe der Russen in Gegend westlich Noworadomsk wurden abgeschlagen.

30. November:

An ostpreussischer Grenze mißglückte ein Überfallsversuch stärkerer russischer Kräfte auf deutsche Befestigungen östlich Darkehmen unter schweren Verlusten; der Rest der Angreifer, einige Offiziere und 600 Mann wurde von uns gefangen genommen.

Südlich der Weichsel führten die gestern mitgeteilten Gegenangriffe zu nennenswerten Erfolgen.

18 Geschütze und mehr als 4500 Gefangene waren unsere Beute.

1. Dezember:

In Nordpolen, südlich der Weichsel, steigerte sich die Kriegsbeute in Ausnutzung der gestern gemeldeten Erfolge. Die Zahl der Gefangenen vermehrte sich um etwa 9500, die der abgenommenen Geschütze um achtzehn. Außerdem fielen 26 Maschinengewehre und zahlreiche Munitionswagen in unsere Hände.

Anknüpfend an den russischen Generalstabsbericht vom 29. November wird über eine schon mehrere Tage zurückliegende Episode in den für die deutschen Waffen so erfolgreichen Kämpfen bei Lodz festgestellt:

Die Teile der deutschen Kräfte, welche in der Gegend östlich Lodz gegen rechte Flanke und Rücken der Russen im Kampfe waren, wurden ihrerseits wieder durch starke vom Osten und Süden her vorgehende russische Kräfte im Rücken ernstlich bedroht.

Die deutschen Truppen machten angesichts des vor ihrer Front stehenden Feindes kehrt

und schlugen sich in dreitägigen erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring.

Hierbei brachten sie noch 12.000 gefangene Russen und 25 eroberte Geschütze mit, ohne selbst auch nur ein Geschütz einzubüßen. Auch fast alle eigenen Verwundeten wurden mit zurückgeführt. Die Verluste waren nach Lage der Sache natürlich nicht leicht, aber durchaus keine „ungeheuren“.

Gewiß eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges!

2. Dezember:

Die Ostarmee hat in den Kämpfen bei Wloclawek, Kutno, Lodz und Lowitz vom 11. November bis 1. Dezember über 80.000 unverwundete Russen gefangen genommen.

4. Dezember:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind feindliche Angriffe östlich der masurischen Seenplatte unter großen Verlusten für die Russen abgeschlagen.

Unsere Offensive in Polen nimmt normalen Verlauf.

5. Dezember:

Bei den Kämpfen östlich der masurischen Seen ist die Lage günstig.

Kleinere Unternehmungen machten dort 1200 Gefangene.

In Polen verlaufen unsere Operationen regelrecht.

7. Dezember:

In Nordpolen haben wir in langem Ringen um Lodz durch das Zurückwerfen der nördlich, westlich und südwestlich dieser Stadt stehenden starken russischen Kräfte einen durchgreifenden Erfolg errungen.

Lodz ist in unserem Besitz.

Die Ergebnisse der Schlacht lassen sich bei der Ausdehnung des Kampffeldes noch nicht übersehen.

Die russischen Verluste sind zweifellos sehr groß.

Die Versuche der Russen, aus Südpolen ihren bedrängten Armeen im Norden zu Hilfe zu kommen, wurden durch Angriffe österr.-ungar. und deutscher Kräfte in Gegend südwestlich Piotrow vereitelt.

Die Räumung von Lodz durch die Russen geschah heimlich des Nachts, daher ohne Kampf und zunächst unbemerkt. Sie war aber nur das Ergebnis der vorhergehenden dreitägigen Kämpfe.

In diesen hatten die Russen ganz ungeheure Verluste, besonders durch unsere schwere Artillerie. Die verlassenen russischen Schützengräben waren mit Toten buchstäblich angefüllt.

Noch nie in den gesamten Kämpfen des Ostheeres, nicht einmal bei Tannenberg, sind



General v. François besichtigt die Trümmer von Opatow nach der Vertreibung der aufs neue vorgerückten Russen.



Deutsche Männen auf der Kastr vor Soltau.

Erbj. Pressebüro.

unsere Truppen über so viele russische Leichen hinweggeschritten wie bei den Kämpfen um Lodz, Lowicz und überhaupt zwischen Pabianice und der Weichsel.

Obgleich wir die Angreifer waren, blieben unsere Verluste hinter denen der Russen weit zurück. Wir haben insbesondere im Gegensatz zu ihnen ganz unverhältnismäßig wenig Tote verloren. So fielen bei dem bekannten Durchbruch unseres 25. Reservekorps von diesem Heeresteil nur 120 Mann, gewiß eine auffallend niedrige Zahl.

Für die Verhältnisse beim Feinde ist demgegenüber bezeichnend, daß allein auf einer Höhe südlich Lutomiersk (westlich Lodz) nicht weniger als 887 tote Russen gefunden und bestattet worden sind.

Auch die russischen Gesamtverluste können wir wie in den früheren Schlachten ziemlich zuverlässig schätzen. Sie betragen in den bisherigen Kämpfen in Polen mit Einschluß der von uns erbeuteten 80.000 Gefangenen, die inzwischen mit der Bahn nach Deutschland abgeführt worden sind, mindestens 150.000 Mann.

9. Dezember:

Aus Ostpreußen liegen keine neueren Nachrichten vor.

In Nordpolen stehen unsere Truppen in enger Fühlung mit den Russen, die in einer stark besetzten Stellung östlich der Miagga haltgemacht haben. Um Lowicz wird weiter gekämpft.

In Südpolen haben österr.-ungar. und unsere Truppen Schulter an Schulter erneut erfolgreich angegriffen.

An der ostpreussischen Grenze warf unsere Kavallerie russische Kavallerie zurück und machte 350 Gefangene.

12. Dezember:

Südlich der Weichsel in Nordpolen entwickelten sich unsere Operationen weiter.

In Südpolen wurden russische Angriffe von österr.-ungar. und unseren Truppen abge schlagen.

*

Schon aus den knappen amtlichen Meldungen geht hervor, daß der deutsche Erfolg bei Lodz und Lowicz bedeutend war. Es ist nicht ohne Interesse, daß Kaiser Wilhelm sich in der Zeit, da dieser Sieg gegen eine Riesenübermacht und unter sehr erschwerten Umständen erkochten wurde, auf dem östlichen Kriegsschauplatz befand. Er besuchte am 3. Dezember Teile der in der Gegend von Czenstochau kämpfenden österr.-ungar. und deutschen Truppen, nachdem er zwei Tage vorher bei Gumbinnen und Darkehmen den deutschen Truppen einen Besuch abgestattet hatte. In Breslau hatte Kaiser Wilhelm am 3. Dezember eine Besprechung mit dem Oberstkommandierenden des österr.-ungar. Heeres, Erzherzog Friedrich, der von Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef und dem Chef des Generalstabes, General der Infanterie Freiherrn Conrad v. Höhendorf, begleitet war.

Generaloberst v. Hindenburg, der Sieger von Tannenberg, dem auch die neue erfolgreiche Offensive gegen Lodz und Lowicz in der Hauptsache zu verdanken war, wurde durch die Ernennung zum Feldmarschall ausgezeichnet.

net. Am 28. November ging dem österr.-ungar. Armeekommandanten Erzherzog Friedrich das folgende Telegramm zu:

„Curer f. u. f. Hoheit melde ich untertänigst, daß ich durch die Gnade Sr. Majestät des Kaisers und Königs, meines allergnädigsten Herrn, zum Generalfeldmarschall befördert worden bin.

Indem ich meiner Freude Ausdruck gebe, diesen höchsten militärischen Dienstgrad im Kampfe Schulter an Schulter mit dem verbündeten österr.-ungar. Heere erworben zu haben, verharre ich in größter Ehrerbietung Curer f. u. f. Hoheit untertänigster

v. Hindenburg.“

Auf dieses Telegramm und auf die weitere Meldung, daß der Generalstabschef v. Hindenburg, General Ludendorff, zum Generalleutnant befördert worden sei, richtete Armeeovertommandant Erzherzog Friedrich nachfolgende Depesche an den Generalfeldmarschall v. Hindenburg:

„Mit aufrichtiger Freude beglückwünsche ich Eure Erzellenz im Namen der mit Stolz auf den sieg- und ruhmgekrönten Führer des mit ihr Schulter an Schulter kämpfenden Teiles der deutschen Wehrmacht blidenden österr.-ungar. Armee anlässlich Ihrer Beförderung zum Generalfeldmarschall und gedenke gleichzeitig mit den herzlichsten Gefühlen Ihres für seine hervorragenden Verdienste in West und Ost von seinem Kriegsherrn ebenfalls beförderten ausgezeichneten Chefs des Stabes. Führer und Armeen der in seltener Eintracht kämpfenden Verbündeten sind eins in den Gefühlen der gegenseitigen Achtung und der festen Zuversicht: Der endgültige Sieg muß kommen.

G. d. J. Erzherzog Friedrich,
f. u. f. Armeeovertommandant.“

Am gleichen 28. November, also noch vor dem Sieg bei Lodz, erließ Generalfeldmarschall v. Hindenburg folgenden Armeebefehl:

„In tagelangen schweren Kämpfen haben die mir unterstellten Armeen die Offensive des an Zahl überlegenen Gegners zum Stehen gebracht.

Se. Majestät der Kaiser hat an mich folgendes Telegramm gerichtet:

„Ihrer energievollen und umsichtigen Führung und der unerschütterlichen, beharrlichen Tapferkeit Ihrer Truppen ist wiederum ein schöner Erfolg beschieden gewesen.

In langem, schwerem, aber von Mut und treuer Pflichterfüllung vorwärts getragenen Ringen brachten Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern.

Für diesen Schutz der Ostgrenze des Reiches gebührt Ihnen der volle Dank des Vaterlandes.

Meine höchste Anerkennung und meinen kaiserlichen Dank, die Sie erneut mit meinen Grüßen Ihren Truppen ausprechen wollen, will ich dadurch ausdrücken, daß ich Sie zum Generalfeldmarschall befördere.

Gott schenke Ihnen und Ihren siege-wohnten Truppen weitere Erfolge.

Wilhelm I. R.“

Ich bin stolz, diesen höchsten militärischen Dienstgrad an der Spitze solcher Truppen erreicht zu haben.

Eure Kampfesfreudigkeit und Ausdauer haben in bewunderungswürdiger Weise dem Gegner große Verluste beigebracht.

Über 60.000 Gefangene, 150 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre sind wiederum in unsere Hände gefallen.

Aber vernichtet ist der Feind noch nicht.

Darum weiter vorwärts mit Gott für König und Vaterland, bis der letzte Russe besiegt am Boden liegt! Hurra!“

*

Die deutsche Heeresleitung gab am 28. Oktober 1914 bekannt, daß eine Neugruppierung der in Polen operierenden verbündeten Streitkräfte nötig geworden sei. Einige Tage vorher war bereits der Rückzug angeordnet worden, der dem Feinde so lange als möglich verborgen bleiben mußte. Die Loslösung vom Feinde wurde in durchaus befriedigender Weise erreicht, der Rückzug ging in musterhafter Ordnung vor sich, die Armeen konnten sich daher Zeit nehmen zur Zerstörung der Verbindungen, die sie hinter sich ließen. Die Sicherung der Nachhut der weichenden deutschen und österr.-ungar. Armeen war so vortrefflich, daß der Feind sogar über die wichtigsten Abmarschlinien im unklaren blieb. Hinter diesem dichten Schleier ging die Neuordnung vor sich, die dann nach wenigen Tagen zur überraschenden neuen Offensive führte.

Zunächst suchten nun die Russen durch einen starken Druck auf den äußersten linken Flügel der Deutschen und den rechten Flügel der österr.-ungar. Truppen sich eine Sicherung gegen die Plantierung ihres für später geplanten Vorstoßes im Zentrum zu schaffen. Zu diesem Zwecke gingen aus Warschau und Zwangorod starke russische Kräfte nach Norden und Südwesten, um Ostpreußen und Westgalizien zu bedrohen.

In diesem Augenblicke stellte die strategische Lage an die Heeresleitungen der Verbündeten die unangenehme Forderung, sich auf die Verteidigung des Wichtigsten zu beschränken und weniger Wesentlichen preiszugeben. Dadurch konnten zudem starke russische Kräfte an solchen Stellen gebunden werden, von denen aus sie nur schwer an die künftigen Entscheidungs-

kämpfe herangeholt werden konnten. Vor der ostpreussischen Front konnte am 2. November noch ein russischer Durchbruchversuch bei Szittkehmen abgewiesen werden; eine Woche später büßten die Russen in für sie erfolglosen Kämpfen am Wstwyter See sogar 4000 Gefangene ein. Inzwischen hatten sie aber auch an der Südgrenze von Ostpreußen starke Kräfte aufmarschieren lassen. Am 12. November wurden aus der Gegend von Stallupönen, aber auch von Soldau neue Kämpfe gemeldet, die überall mit der Abweisung russischer Angriffe endigten. Die gegen Soldau operierenden Russen, die durch andere Kolonnen noch weiter im Westen unterstützt wurden, mußten bald darauf sogar weit ins Innere Russisch-Polens, auf Plock, zurückgehen.

Diese Aktion stand im Zusammenhang mit einem Abschnitt der neuen Offensive in Mittelpolen, obwohl bisher die beiden Ufer der Weichsel strategisch fast unabhängig voneinander geblieben waren. Die auch später wieder aufgenommene Verdrängung dieser russischen Kolonnen wurde für die künftige Entwicklung des Feldzuges noch bedeutend. In Ostpreußen aber, wo trotz der deutschen Erfolge die Stellungen etwas zurückgenommen wurden, um im Schutze der masurenischen Seenplatte die Verteidigung zu erleichtern, entwickelte sich ein Stellungskampf, obwohl am 19. und 30. November und wieder am 4. Dezember russische Angriffe auf einzelne Stellen gemeldet wurden, die jedesmal mit schweren Verlusten abgewiesen wurden. Kleinere Unternehmungen der Deutschen brachten dabei noch 1200 russische Gefangene.

Die österr.-ungar. Truppen mußten größere Opfer bringen, um die Neugruppierung der Streitkräfte in vollem Maße zu ermöglichen. Przemyśl mußte, wie wir gesehen haben, einer neuen Belagerung ausgesetzt, Westgalizien bis in die Nähe der Festung Krakau unter langsame Rückzugskämpfen geräumt werden. Nur dadurch konnte die Festhaltung größerer russischer Truppenmassen erreicht werden, die damit vom nordpolnischen Kampfplatze ferngehalten wurden.

Die stärkste russische Streitkraft aber blieb dennoch im nördlichen Polen, wo sie langsam der deutschen Nachhut folgte. Am 10. November etwa trafen ihre ersten Kolonnen an der Warthe ein; an diesem Tage nämlich wurde bei Konin ein russisches Bataillon unter schweren Verlusten zer Sprengt. Zwei russische Armeen bildeten den zum Einfall nach Polen und Westpreußen bestimmten Nordflügel dieser russischen Streitkraft, während weiter südlich noch zwei Armeen marschierten. Ihre Gesamtstärke dürfte weit über anderthalb Millionen hinausgegangen sein. Es stellte sich im Laufe der großen polni-

schen Schlacht heraus, daß die Russen alles herangebracht hatten, was in ihrem weiten Reich an Mannschaften aufzutreiben war. Sibirisches Korps, von denen Nordasien fast ganz entblößt war, standen an hervorragender Stelle; neben ihnen traten Truppen aus Mittelasien auf, und selbst aus dem Kaukasus hatte man beträchtliche Streitkräfte zu einer Zeit abgezogen, wie sich der Konflikt mit der Türkei nicht mehr aufhalten ließ. Die russische Heeresleitung setzte eben auf ihren Vormarsch die größten Hoffnungen; Nikolaj Nikolajewitsch hatte an die westlichen Verbündeten bereits hochfahrende Siegesmeldungen gesandt, und die Blätter des Dreiverbandes ließen wieder polternd die „Dampfwalze“ rollen, die spätestens um Weihnachten herum nach Berlin gelangen sollte. Generaloberst v. Hindenburg konnte jedoch den Feind auf dem Schlachtfelde erwarten, das die Russen von Anfang an vermeiden wollten, und das nun in einer Weise hergerichtet war, die ein Ausweichen aufs äußerste erschwerte.

Außerdem hatte der strategische Rückzug eine erhebliche Konzentration und Kräftigung der Verbündeten ermöglicht. Der Festung Przemyśl hatte man während der Entsetzung Vorräte zuführen und ihr Zeit geben können, die Lücken ihres Panzers zu dichten. Die Feldheere aber konnten in einer durchaus überraschenden Weise neu gruppiert werden. Österreicher und Ungarn besetzten außer den Linien im eigenen Lande die oberösterreichische Grenze, wobei sie durch ein preussisches Korps unter General v. Woyrsch unterstützt wurden. Die übrigen deutschen Truppen wurden weiter nördlich versammelt, in einem Raum, dessen Mitte etwa die Festung Thorn bezeichnete. Den schlesischen Eisenbahnen fiel dabei eine bedeutende Aufgabe zu, die so glänzend gelöst wurde, daß es Hindenburg gelang, die Russen vollständig zu desorientieren. Während sie in Ostpreußen und Galizien gewaltige Anstrengungen machten, einigen Boden zu gewinnen, hoben sie ihre Hauptmassen auf den zerstörten Straßen Polens nur schwerfällig vor. Inzwischen konnten sich die deutschen Truppen zu beiden Seiten der Weichsel an Thorn versammeln.

Die kleinere Gruppe dieser Zusammenziehung bildete sich nördlich der Weichsel, auf dem rechten Ufer. Sie war es, die am 15. November beträchtliche russische Kräfte, die auch hier vorgehen, über Lipno hinaus auf Plock zurückwerfen konnte. Diese Aktion war notwendig zur Sicherung des gleichzeitig erfolgenden Vormarsches der eigentlichen Einbruchsarmee.

Diese Armee, die weitaus stärkere Gruppe der am Thorn versammelten Kräfte, die unter den Befehl des Generals v. Mackensen gestellt wurden, bereitete auf dem linken Ufer der

Weichsel den Schlag vor, der dem russischen Offensivvorstoß rasch ein Ende machen sollte. Zunächst mußte die Sicherung, die auf dem rechten Ufer vorgenommen wurde, auf das linke ausgedehnt werden. Am 13. November wurde daher ein russisches Armeekorps, das hier stand, bei Wloclawek geschlagen und während der nächsten Tage ebenfalls, wie die bei Lipno geworfenen Russen, auf Blocl zurückgeworfen. Dort haben dann die nördlich der Weichsel geschlagenen Russen den Strom überschritten; später gingen sie, wohl gemeinsam mit den Resten des Korps, das bei Wloclawek im Feuer gestanden hatte, ostwärts weiter zurück. Die amtliche deutsche Berichterstattung hat diese Vorgänge äußerst knapp geschildert.

Unter dem Eindruck der neuen deutschen Vorstöße, die zwar noch nicht den ganzen Aufmarsch der neugruppierten Heere verrieten, aber doch schon seine Grundzüge erraten ließen, scheint die russische Heeresleitung sofort den Abbau ihrer voreilig eingenommenen Stellungen eingeleitet zu haben. Ihr linker Flügel in Polen grub sich fest ein, mußte aber in der Folge unter Rückzugsgefechten an mehreren Punkten stark zurückgehen. Der rechte Flügel, der nach den Kämpfen bei Wloclawek die deutsche Hauptmacht sich gegenüber vermuten mußte, scheint sofort eine Rückzugsstellung eingenommen zu haben. Der mit verblüffender Geschwindigkeit arbeitenden Strategie Hindenburgs gegenüber war es aber dazu schon zu spät. Am 15. November erzwang er den Kampf, in den mehrere russische Korps, also vermutlich der weit-

aus größte Teil der beiden in Nordpolen gruppierten Armeen, verwickelt wurden. Der deutsche Angriff erfolgte vom Norden aus gegen die Planke der Russen, also unter besonders günstigen Bedingungen. Der Erfolg entsprach diesen Voraussetzungen; die Russen wurden südwärts bis über Kutno hinaus geworfen, und damit von ihrer natürlichen Rückzugslinie nach Warschau abgedrängt. 23.000 Gefangene und etwa 50 Geschütze waren die Beute dieses ersten Sieges. Weitau wichtiger war aber die endgültige Aufhebung des russischen Offensivplanes. Der Feind war sofort in die Defensive gedrängt, die er nunmehr in der Gestalt taktischer Offensivstöße mit ganz gewaltigen Mitteln zu organisieren suchte.

Die russische Heeresleitung machte nicht einmal den Versuch, ihre bisherigen Pläne weiter zu fördern, sondern ließ zunächst die zurückweichenden Truppen nördlich und nordöstlich von Lodz in einer Linie, deren Zentrum zwischen Strzow und Zgierz liegt, vor den wuchtig nachdringenden deutschen Truppen haltmachen und Widerstand leisten. Bereits am 18. November gelang es jedoch den Deutschen, ihren linken Flügel weit über Lwicz hinaus vorzuschieben; auch Zgierz wurde genommen und die russische Linie durchbrochen. Die Absicht einer Umklammerung des rechten russischen Flügels war nunmehr klar. Die Russen holten mit anerkannter Raschheit sehr beträchtliche Verstärkungen heran, von denen ein Teil aus Süden kam, also wohl der in Südpolen operierenden fünften Armee entnommen war, wäh-

rend die übrigen aus Warschau herangeführt wurden. Dem zähen Widerstand, den inzwischen die schwer bedrohten russischen Hauptkräfte um Lodz leisteten, gelang eine Verzögerung der Operationen, so daß die Verstärkungen noch vor der fast schon vollendeten Einkreisung eintrafen. Eine Zuriücknahme des vorgeschobenen linken Flügels der Deutschen war deshalb notwendig geworden.

Zu dieser Zeit ungefähr trat aber eine neue deutsche Kampfgruppe auf, von der die Russen



Beisp. vertrieben.

Verwundete deutsche Infanteristen aus den Kämpfen bei Cechanow rasten in Mlawka.

Die richtige Lebensweise.

Von Med. Dr. F. Schürer v. Bafshelm. Mit 8 Tafeln, 12 Abbildungen enthaltend. 10 Bogen. Groß-Oktav. Geh. 3 K = M. 2.50. Gebdn. K 4.20 = M. 3.50.

Die gesellschaftliche Konversation.

Anleitung zur Anknüpfung und Führung inhaltreicher und der guten Lebensart gemäßer Gespräche für Besuche, Zusammenkünfte an öffentlichen Orten, Soireen, im Theater und Konzert, auf Ballen und bei allen anderen Anlässen des geselligen und sonstigen Verkehrs unserer Zeit. Von A. G. Schimmer. 18 Bogen. Oktav. Kartoniert K 2.50 = M. 2.25.

Goldene Schatzkammer

von 1400 Vorschriften zur Begründung und Vermehrung des Wohlstandes und zur Hebung der Gewerbe.

Nach den neuesten Erfahrungen in der Landwirtschaft, der technischen Chemie und der Gemberbekunde. Von J. Meyse. Fünfte Auflage. 12 Bogen. Oktav. Geh. 2 K = M. 1.80.

Neues deutsches Märchenbuch.

Von Ludwig Bechstein. Pracht-Ausgabe: 81. Auflage. Mit 16 Farbendruckbildern und 60 Holzschnitten. 18 Bogen. Oktav. Gebdn. K 3.60 = 3 M.

Volks-Ausgabe: 86. Aufl. Mit 1 Titelbild und 60 Holzschnitten. 18 Bogen. Klein-Oktav. Kart. K 1.40 = M. 1.20.

Das neue Toaßbuch.

Eine reichhaltige Sammlung von vorzüglichsten ersten und heiteren Originaltrinksprüchen und Reden in Vers und Prosa für alle vorkommenden Gelegenheiten. Herausgegeben von L. Rosner. Zweite Aufl. 13 Bogen. Oktav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

Das neue Vortragsbuch.

Eine reiche Auswahl erster u. heiterer Deklamationsstücke mit Originalbeiträgen. Herausgegeben von L. Rosner. 22 Bogen. Oktav. Geh. 4 K = M. 3.60. Gebdn. 5 K = M. 4.60.

Die Kunst d. Deklamation.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, die Kunst des ästhetisch-mündlichen Vortrages für den geselligen Zirkel, den Konzertsaal und die Bühne durch Selbstunterricht sich anzu eignen. Von Dr. Rafael Hellbach. 15 Bogen. Oktav. Geh. 2 K = M. 1.75.

Inschriften-Lexikon für Schau- und Trinkgerät.

Darunter Sprüche für Sänger, Turner, Schützen, für Stand, Beruf, Gewerbe, Vereine und Sport jeder Art. — Mit einem Anhang: Das Wirtshaus. Herausgegeben von Ernst Fiebig. 14 Bogen. Oktav. Geh. K 3.30 = 3 M.

Die Kunst, Schauspieler zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, die Kunst der dramatischen Darstellung durch Selbstunterricht sich anzu eignen. Von Dr. Rafael Hellbach. Zweite Auflage. 12 Bogen. Oktav. Geh. K 1.80 = M. 1.50.

Die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, diese Geisteskraft in bezug auf Kunst, Wissen und die Vorkommnisse des täglichen Lebens durch Selbstübung in staunenswertem Grade zu stärken. Von Dr. Rafael Hellbach. Zweite Auflage. 12 Bogen. Oktav. Geh. 2 K = M. 1.80.

Anleitung zur Dichtkunst.

Ein allgemein verständlicher Leitfaden, die Kunst der Poesie in bezug auf Form, Versmaß und Reim durch Selbstunterricht zu erlernen. Von Otto Wüller. Zweite, von A. G. Schimmer bearbeitete Auflage. 15 Bogen. Oktav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

Die Kunst d. Beredsamkeit.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, des geschriebenen und lebendigen Wortes in der Umgangssprache und Schriftsprache durch Selbstunterricht Meister zu werden. Von Otto Wüller. Dritte Auflage. 12 Bogen. Oktav. Geh. K 1.80 = M. 1.50.

Die Kunst, Maler zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, sämtliche Zweige der Malerkunst durch Selbstunterricht, auch ohne Vorkenntnisse der Zeichnungskunst, sich anzu eignen. Von Rafael Sanzio. Dritte Auflage mit 27 Abbildungen. 15 Bogen. Oktav. In illustriertem Umschlag geheftet K 2.20 = 2 M.

Die Holzbrandtechnik

in allen ihren Anwendungen. Mit Berücksichtigung des Brennens auf Leber und Stoff. Von Oskar v. Sabranski. 2. Aufl. Mit 10 Tafeln. 6 Bogen. Oktav. Geh. K 1.60 = M. 1.50. Gebdn. K 2.40 = M. 2.20.

Der Anekdoten-Schatz

oder Pissen gegen üble Laune und Langweile. Gesammelt von Friedrich Kurzweil. 11. Auflage von Hieronymus Jods. 20 Bogen. Oktav. Geh. 1 K = M. 1.80. Gebdn. 3 K = M. 2.70.

Anekdoten-Bibliothek.

Tausend und ein lustige Geschichten, Anekdoten, Scherze, Pikanterien, Witzworte usw., Charakterzüge berühmter Personen, Reise-, Jagd- und Solbatenabenteuer. Mit 24 Illustrationen. Zweite Auflage. 72 Bogen. Groß-Oktav. Gehbn. K 6.60 = 6 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig



Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,
bestelle das Werk:

Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsergebnisse von 1914—15

Von **H. Hemberger**

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen
Erscheint in etwa 40 Hefen, jedes 50 Heller = 40 Pfennig,
oder in vier Abteilungen, geheftet; jede 5 K = 4 M.

Vom gleichen Verfasser
erschienen früher:

Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912—13

Von **H. Hemberger**

Mit 513 Abbild., 25 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart
Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Die hohe Bedeutung des letzten Balkankrieges nicht nur für die Balkanhalbinsel selbst, sondern auch für ganz Europa und bezüglich der Vorbereitung des jetzigen Weltkrieges kommt in diesem Geschichtswerk zum Ausdruck. Hemberger hat darin eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie sonst ähnlichen Werken nicht innewohnt. Schritt für Schritt ist er mit den Ereignissen gegangen, aber trotz ihrer wirbelnden, sich überfüllenden Fülle hat er doch keines übersehen, keines vergessen. Mit der Gewissenhaftigkeit des echten Geschichtsschreibers hat er sie geordnet, aneinandergereiht, so daß man die tieferen Ursachen und die logischen und psychologischen Zusammenhänge begreift, die man im Wirbelsturm der Geschehnisse selbst nie recht zu überblicken vermochte.

Preisermäßigung der Zeitschriften:

Deutsche Rundschau für Geographie

Jahrgang 1—36 (1878—1914)

Jeder Jahrgang geheftet 15 K =
M. 13.50

Drei Jahrgänge auf einmal bezogen:
geheftet à K 6.60 = 6 M.
gebunden à K 8.50 = 8 M.

Alle 36 Jahrgänge auf einmal be-
zogen:
geheftet 210 K = 178 M.
gebunden 290 K = 250 M.

Der Stein der Weisen

Unterhaltung und Belehrung aus allen Ge-
bieten des Wissens. Reich illustriert

Jahrgang 1—23 (1889—1910)

Geheftet:

Ein Jahrgang (statt K 14.40 =
12 M.) nur 6 K = 5 M.
3 Jahrgänge zusammen 15 K = 13 M.
10 Jahrgänge zusammen 45 K = 39 M.
alle 23 Jahrgänge zusammen 90 K = 78 M.

Gebunden:

Ein Jahrgang (2 Bde.) (statt
20 K = 17 M.) nur 10 K = 8.50 M.
3 Jahrgänge (6 Bde.) zus. 27 K = 23 M.
10 Jahrgänge (20 Bde.) zus. 81 K = 69 M.
alle 23 Jahrg. (46 Bde.) zus. 160 K = 136 M.

Neuere Erfindungen und Erfahrungen

Jahrgang 1—41 (1875—1914)

Jeder Jahrgang geheftet 10 K =
M. 8.50

Drei Jahrgänge geheftet auf einmal
bezogen à K 7.20 = M. 6.50

Alle 41 Jahrgänge auf einmal,
geheftet 215 K = 185 M.
Sämtliche Jahrgänge sind auch ge-
bunden zu haben. Einbandzuschlag
pro Jahrgang 2 K = M. 1.75

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig

